Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

38. Jahrgang.

Nr. 50 Bremen-Berlin, den 9. Dezember. **1905**

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Warten. Von Weingart — Der Trieb nach Selbständigkeit in der Gegenwart. II. Von Carl Bonhoff. — „Gerechtigkeit". Von Goldschmit. — „Mein" Pastor. Von O. Hartwich. — Unsere Gottesdienste. I. Von Dr. Veeck. — Über Willensfreiheit. Von W. Kulemann. — Das Erbe der Stubenrauch. Von R. Emde. — Vom Büchertisch.

Warten.

Nun warten die Kleinen wieder auf das große Fest. Durch Dezembernacht und -Nebel leuchtet es ihnen aus der Märchenferne her: Licht und Liebe von Christkindleins Baum. Bald kommt es, bald! Und Mund und Augen bitten: Mütterchen, setz' dich doch her und erzähl': „Es war einmal" .... Wo liegt denn Bethlehem? Nichtwahr, dorthin über dem Nachbar sein Strohdach weg, nach Oberneuland zu? ... Wenn's doch nur erst Weihnachten wär'! .... Advent ist Wartezeit. O dieses wunderselige Warten! Wir sinnen nach — wir ernsten Leute, und durch unsere Seele klingt ein Wort aus alter, alter Zeit. „Herr ich warte auf dein Heil". Mich dünkt, das hätte die Menschheit gesprochen. —

Ist nicht unser ganzes Leben so ein Warten von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr? Jetzt sind wir über die Arbeit gebeugt, und jetzt wieder stehen wir hochgereckt, die Hand an der Stirn, und spähen scharf hinaus auf die lange Straße, auf der das Schicksal fährt. Wir alle sind Adventsgestalten. Mitten im Schaffen der gegenwärtigen Stunde warten wir auf Etwas, was kommen soll. Was ist es? Ja, wer das so einfach sagen könnte! ...

Du bist jung, die Welt liegt vor dir wie ein Rosengarten im Juni. Du wartest: es wird noch schöner werden. Oder du stehst schon drinnen in ihrem Wogen und Wehen, hast dir dein Haus gezimmert, Festung und Werkstatt zugleich, und wartest: es soll noch stärker, reicher werden an Wohlfahrt und Glück! Oder du hast schon den Schnee im Haar und den Tod vor der Tür und noch immer wartest du: das Leben ist der Güter höchstes nicht, auch nicht das letzte! ... O dieses selige Warten! Was es ist? Es kommt am Ende gar nicht darauf an, ein Wort dafür zu finden; — daß wir warten können, warten müssen, das ist das Wunderbare, das Gesegnete, — die Schwinge für die Menschenseele. — Wir brauchen solche Schwinge. — Du siehst, wie die Gedanken einer ewigen Weisheit und Liebe, an die man dich glauben gelehrt, sich hier auf Erden so wenig durchzusetzen und auszuwirken vermögen. Auch sie, die göttlichen scheinen dem Fluch der Enge zu unterliegen: hart im Raume stoßen sich die Dinge. Warum führt Gott nicht mit Allmacht die fröhliche Wahrheit, die freie Schönheit zum Sieg und allen Lug und Trug, alle Schande und allen Schund ad absurdum? „Dein Reich komme." Millionen Lippen haben's inbrünstig gefleht. Wo blieb die Erfüllung? Und Weihnachten? Friede auf Erden? ... Ach, laßt die Kleinen warten. Für die mag's noch ein Paradies der Träume, des holden Wahnsinns geben. ... Du aber schüttelst den Kopf, wie der gefangene Täufer: „Jesus, bist du's?" ... Fragen voller Qual! ... Die größten der Geister, die besten der Herzen haben ihre Kraft darin erschöpft, Stufen zu sein, auf denen die Menschen steigen könnte. Und dieser ungeheure Aufwand von Geist und Herz, wird er nicht tausendmal zu nichte an der trägen Borniertheit der Masse, oder an der Sklavenhändlerhärte der Egoisten, oder an der Blasiertheit der Superklugen, oder an der — stets bereiten — „Ungunst der Verhältnisse"? — Und kam mal wirklich etwas Echtes, Starkes, Tapferes in der Welt zu Stand und Wesen, wie bald gab's Lücken und Brüche: die christliche Kirche! die Reformation! das Deutsche Reich! — Und so im Kleinen. Keiner reift hier zur Vollendung, zu dem, wonach ihn selbst verlangt. Unsere Edelsten zahlen — ob auch noch so heimlich — der Schwachheit ihren beschämenden und lähmenden Tribut. — Und Eins zumal: unsere liebsten Wünsche bleiben unerfüllt, unsere tiefsten Bedürfnisse ungestillt, unsere reinsten Ziele unerreicht. In der Zeit, in der jeder einmal Dichter und Wolkenflieger ist, zeichneten wir uns einen feinen Riß, nach dem wir unser Leben bauen wollten. Aber wie eine unsichtbare Hand fuhr's dann darüber hin und verwischte hier eine Linie, zog dort eine andere. Wie viel haben wir von unserem Programm im „Jugendstil" zur Ausführung gebracht? Wer und was wir auch sind, wir sind wandelnde Fragmente ... Erfahrungen voll Bitternis! — Aber darf uns denn alles das wundern und befremden? Unser Leben ist Wartezeit. Darum warten wir ja eben auf das Kommende. Ach, daß wir warten lernten! in Geduld! Nicht im Fatalismus! Das ist ein schläfriger Geselle. Das Türkische sitzt auch uns Christen viel im Blut, richtiger in unserem verhätschelten Glauben. Allah ist groß. Unser Gott kann machen, was er will. Sein Wille geschehe! Da läßt man das Schlechte, das Dumme und Erbärmliche in Gleichmut oder Stumpfsinn an sich und anderen vorüberziehen.

Nein, das „Warten" soll kein Lotterbett sein für die Denk- und Tatfaulen, für die sittlich Impotenten, sondern vielmehr Sporn und Trieb, unsere Kraft mit einzusetzen, daß das kommen kann, was kommen soll: Das Heil", das Heilige und Heilende, das Gute, das, was der Menschheit und dem Einzelnen ewige Werte gibt. „Wir sind Gottes Mitarbeiter." Ein gewaltig ernstes Wort. Und doch so fröhlich! Wer sein Mitarbeiter ist, der weiß auch etwas von seinem Erfolg. Der lernt an diesen

Erfolg glauben — trotz allem, — glauben, daß das Heil zu uns kommt, immer näher herbei, daß wir zu ihm kommen, immer höher hinauf. — Und dieser Glaube (ich möchte ihn den Jdealismus der Religiosität schlechthin nennen), er ist es, er allein, der unserem ganzen Leben den Glanz jener wunderseligen Adventserwartung gibt, wie sie wohl als das besondere Vorrecht der Kindheit gilt, in Wirklichkeit aber erst der im Weltlauf gereiften Seele des Großen in ihrem vollen Sinn sich erschließt. — . . . „Wo liegt Bethlehem? Es ist auch unsere Frage noch. Überall da, wo Menschen warten auf ihres Gottes Heil in geduldigem Vertrauen und stillem, reinem Vorwärtsschaffen. Von daher kommt's, da wird's geboren.

Weingart.

Der Trieb nach Selbständigkeit in der Gegenwart.

Vortrag, gehalten im Verein für Volksunterhaltungen zu Leipzig.

II.

3. Gesunde Früchte.

Das bloße Anderswollen und das bloße Nachahmen anderer, das zu hoch hinaus wollen und das zu rasch ans Ziel wollen, — es verrät alles nur einen Mangel an echter, tiefer, die eigenen Kräfte ruhig und sicher entfaltender Selbständigkeit, eine Verirrung des Strebens nach ihr. Dennoch darf dieses Streben selbst nicht entmutigt werden. Es muß immer wieder anerkannt, ja angespornt werden. Denn es bedeutet nicht bloß ein Menschenrecht, sondern auch eine Menschenpflicht. Es hängt unmittelbar mit der Achtung vor der menschlichen Bestimmung, vor dem Werden der Persönlichkeit zusammen, die jeder einzelne mit Hülfe seiner Umgebung aus sich herausgestalten soll, wie der Bildhauer die ideale Gestalt des Lebens aus dem rohen Steinmaterial. Diese Achtung vor dem Selbstwert des Einzelnen scheint doch immer entschiedener durchzubrechen, mitten in einer wesentlich sozialistisch gestimmten, mit ihren Massenbetrieben und -bestrebungen den einzelnen verschlingenden Zeit; immer wahrer ertönt über ihr Rädergetöse hinweg das hohe Dichterwort:

Volk und Knecht und Überwinder, sie gesteh'n zu jeder Zeit,
Höchstes Glück der Erdenkinder sei nur die Persönlichkeit;
Jedes Leben sei zu führen, wenn man sich nicht selbst vermißt;
Alles könne man verlieren, wenn man bleibe, wie man ist.

Ja, sich selbst, sein persönliches Selbst nie vermissen oder das Bewußtsein festhalten, von einem inneren Mittelpunkt her sein Leben führen zu dürfen, und dann: nie bleiben, wie man ist, sondern immer fortschreiten, um nicht im Stillstand alles schon Gewonnene wieder zu verlieren, auf dem Grunde des eigenen Selbst — und ob es zunächst nur ein schmales Fundament böte — höher und höher bauen, stetig, zäh, mutig, geduldig, zuversichtlich — das heißt in gesunder Weise nach wahrer Selbständigkeit ringen.

Bei diesem Ringen aber, das viel mehr ein stilles Werden und Wachsen von innen her ist, als ein gewaltsames Machen und Züchten, wird jeder gegen sich selbst Ehrliche dem Gefühl nicht widerstehen können, daß er geborgen, gestützt und getrieben wird durch höhere Kräfte. Sie strömen in sein Inneres ein, wenn er es ihnen öffnet, und dieser unerschöpfliche Kräftestrom verbindet das Zentrum seines Wesens mit dem Zentrum der Welt. Die Millionen klopfender Menschenherzen können zusammenschlagen mit dem großen Herzen des Alls. Da ist keins, in dem nicht ein Quell göttlich-ursprünglichen, eigenartig-selbständigen Lebens entspringen könnte, keins, das sich nicht als mit der ewigen Urkraft wesensverwandt und unmittelbar verbunden fühlen dürfte, keins, in dem nicht wenigstens ein Funke göttlicher Glut zu entbrennen vermöchte.

Wer diese Überzeugung in irgend einer Form zu teilen vermag, der gibt es auf, seine eigentliche Selbständigkeit noch außerhalb seines Selbst, die tiefste Kraft seines Wesens außerhalb seines Wesens, in irgend welchen äußeren Verhältnissen oder bei irgend welchen Autoritäten, Büchern, Gelehrten, Parteiführern, Tagespropheten, oder bei den Fanatikern irgend einer Lehre, eines Allheilmittels, die immer die schlimmsten Feinde persönlicher Unabhängigkeit sind, zu suchen. Als Mensch der Gegenwart kann er ja wissen, daß er da draußen, wenn einmal herausgedrängt aus dem die Erscheinungswelt beherrschenden geistigen Mittelpunkt seiner Natur, doch nur wieder von dem allgemeinen Fieber des Hastens, in dem alle Kräfte sich zersplittern, von der Zeitkrankheit der Nervosität, an der Männer und Frauen aller Berufsstände leiden, angesteckt werden würde. Er will sich eben die Pflicht, als Persönlichkeit selbst fest zu stehen, nicht mehr von einem Vereins- oder Massenwillen, auch nicht einmal von einer Armee irgendwie geschulter Volksgenossen abnehmen lassen. Denn das wäre eine moralische Feigheit und ein Unrecht gegen das eigene Selbst, so gewiß es ein Unrecht, ein sinnloser Frevel gegen die Natur wäre, wenn Eltern ihr Kind des Stehens und Gehens wieder entwöhnen, seinen Drang zur Selbstbetätigung unterbinden wollten, — indessen, wer sollte schließlich die vielen großen Kinder auf den Armen schleppen, sei's nun im körperlichen, sei's im geistigen Sinn? Wer sich aber nicht als ein solcher ausgewachsener Säugling oder als bloßes Herdentier mitschleppen lassen will, der muß sich auch davor hüten, die Autoritäten oder das Dogma oder die Zwangsform gesellschaftlicher Sitte bloß zu wechseln, wie dies ein großer Teil unseres Volkes im vorigen Jahrhundert in dem Wahne, so freier zu werden, getan hat. Da hat so mancher einen Herrn über seinen Glauben und ein kirchliches Lehrgesetz nicht mehr anerkennen wollen und ich denke, mit Recht. Aber flugs hat er sich einem halbwissenschaftlichen, halbpolitischen Götzen unterworfen und ist sein Sklave geworden, und zwar auch in Dingen, über welche zuweilen die zuerst preisgegebenen Lehrer immerhin noch gründlicher Bescheid wußten. Ebenso hat mancher von den Tauf-, Trau- und Grabreden nichts mehr gehalten — vielleicht waren sie oft auch danach gewesen —, aber von der Sitte eines größeren Taufschmauses oder langer, kostspieliger, in stets gleichem Phrasenstil gehaltener Todes- und Dankanzeigen in den Zeitungen hat er sich noch weniger losmachen können. Wer aber wirklich unabhängig ist, der hält es nicht für nötig, sich und seinen lieben Verwandten gelegentlich einen blauen Dunst über die eigene Vermögenslage vorzumachen, der sich doch sogleich wieder zerstreut. Er verschmäht es auch nicht, durch vernünftige Benutzung gemeinnütziger Einrichtungen, z. B. der Spar- und Versicherungskassen und anderer wirklich vorhandener moderner Lebenserleichterungen seine materielle und damit doch auch wieder seine gesellschaftliche und sittliche Selbständigkeit möglichst zu sichern. Denn auch der selbständigste Menschengeist schwebt noch nicht im Äther, wandelt noch nicht auf den Wasserwogen. Auch die geistigen Seiltänzer, die auf der dünnen Schnur äußerster Askese, d. h willkürlicher selbstauferlegter Entsagungen, gewichtlos forthüpfen, sind doch Ausnahmegestalten. Wir andern müssen den soliden Grund der Arbeit und des dadurch erworbenen Besitzes unter unsern Füßen spüren. Wir müssen mit den Lebenswogen der Zeitlichkeit, ihren Widersprüchen und Zweifeln, ihrer Sehnsucht und ihren Schmerzen gekämpft haben, um festen Uferboden zu gewinnen. Wer dann, nach solchem Ringen, ans Land steigt, tritt in das Reich der wahren Selbständigkeit ein. In ein Reich, ja, nicht bloß in eine persönliche Selbstherrlichkeit. Denn das ist gewiß: Ein gesunder Individualismus fällt immer mit einem gesunden Sozialismus zusammen. Wer sein Selbst recht finden will, muß es entfalten und wer es entfalten will, muß es hingeben. Wer es aber so gefunden hat, strömt erst recht von einer Liebe über, die allen die gleiche, möglichst hohe und vielseitige Selbständigkeit gönnt. Diese Liebe ist an und für sich eine frei aus dem Innern quellende Kraft, niemand kann sie gebieten, niemand ihren Stromquell eindämmen. So ist sie geradezu das selbständigste Element der Persönlichkeit und

zugleich das am tiefsten und innigsten verbindende Element jeder wahren Gemeinschaft von Persönlichkeiten. Diese göttliche Menschenliebe will unserer Zeit ein besonderes Wort zurufen, ein Wort von der tiefsten Menschenkraft, aber auch von der tiefsten Menschenfreundlichkeit.

Carl Bonhoff.

„Gerechtigkeit."

(Römerbrief Kapitel I—VIII.)

„Gerechtigkeit", ein altes Wort an die moderne Christenheit von Hermann Kutter. Berlin, Verlag von H. Walther. Preis 2 Mark.

Vor mir liegt ein Buch des bekannten Züricher Pfarrers, ein Buch freilich, dem man nur schwer gerecht werden kann. Denn damit, daß es trotz mannigfacher Wiederholungen doch flott geschrieben ist, auch die Gedanken mit den ersten acht Kapiteln des Römerbriefes in mehr oder weniger lose Beziehung bringt, ist hier nichts gesagt. Leider kenne ich des Verfassers frühere Schrift „Sie müssen" nur mittelbar, sodaß ich nicht sagen kann, ob Kutter heute uns wesentlich andere Dinge sagen will, wie damals. Anscheinend aber kaum. Denn dieses Mal heißt es „wir müssen . . ." Und zwar was? — Erkennen, daß wir mit unserem ganzen Religionsbetrieb auf falschen, ja sogar verhängnisvollem Wege sind. Umkehren zu den Quellen des Lebens, zum lebendigen Gott, der uns verloren gegangen ist, aber für den die — Sozialdemokratie wieder Zeugnis ablegt. Man lese (S. 114): „Ist Gott nur der Frommen Gott? Ist er nicht auch der Unfrommen und Ungläubigen Gott? Ist er nur der Throne und Altäre Gott? Ist er nicht auch der Sozialdemokraten Gott? Ja, freilich, auch der Sozialdemokraten, der Atheisten und Religionslosen Gott" — oder was Seite 126, 156 f u. a. Stellen über die Sozialdemokratie gesagt wird. Nun sind mir die Schweizer politischen Verhältnisse sehr wenig bekannt. Ich weiß bloß, daß dort in letzter Zeit die Sozialdemokratie den geschlossenen sogenannten bürgerlichen Parteien gegenüberzustehen gezwungen ist. Daher wohl des Verfassers leidenschaftliche Stellungnahme für die nach seiner Meinung nur im kirchlichen Sprachgebrauch verblendeterweise als „Atheisten" bezeichneten Sozialdemokraten. Ja, aus der Abwehrstellung, in die der Verfasser wohl überhaupt sich versetzt sieht, erklärt sich sein Grimm, der sich durch alle Seiten zieht. Haben wir es doch nicht mit kühlen Gedanken zu tun, sondern mit einem Menschen, der mit blutendem Herzen die Dinge schreibt.

Und doch ist das Bild verzeichnet. Denn einmal wird die Sozialdemokratie bei uns — und für deutsche Zustände ist doch das Buch eigentlich auch berechnet — von vornherein nicht so boykottiert, wie vielleicht in der Schweiz. Sehen wir in ihr nicht gerade ausschließlich die Zeugen des lebendigen und gerechten Gottes, so ist es schon im Hinblick auf die Tätigkeit des evangelisch-sozialen Kongresses oder eines Friedrich Naumann und seiner Freunde, um von anderem ganz zu schweigen, falsch zu behaupten, man höre „heute im christlichen Lager selten die eigentliche Bedeutung der sozialdemokratischen Ziele erörtern" (S. 157). Man kennt und wertet, bei uns wenigstens, die Sozialdemokraten denn doch höher, als Kutter meint, und würde es noch weit mehr tun, wenn nicht gerade sie selbst es einem nur zu oft nahezu unmöglich machten.

Dazu noch ein Weiteres, was ich gründlich anders ansehe, wie Kutter. Denn dieser arbeitet mit dem Wort und Begriff Religion in einem Sinn, den ich zum mindesten für sehr mißverständlich halte. Er ist mir zwar längst bekannt: man entschuldige, daß ich schon wieder mit Johannes Müller komme. Aber abgesehen davon, daß ihn Kutter selber (S. 149) für sich in Anspruch nimmt, so ist dieser mißverständliche Sprachgebrauch auch Joh. Müller eigen, ebenso wie seinem ihm nahe und doch fernstehenden einstigen Mitarbeiter Lhotzky, wenn ich recht sehe. Ob auch Carlyle hier zu nennen wäre, kann ich nur vermuten. — Nun einerlei. Für Kutter ist Religion gerade das Gegenteil von dem was Not tut, das Gegenstück von einem Leben als Gottesmensch, von einem Leben aus Gottesgerechtigkeit. Auch hier habe er selber das Wort zur Beschreibung dessen, was ihm Religion ist. „Die Religion braucht gewisse Sätze und formulierte Bekenntnisse, Sakramente und Mysterien, geheimnisvolle Zeremonien und regelmäßige Kultushandlungen. Denn sie ist ein Ersatz für verloren gegangene Gewißheiten" (S. 94). „Die Religion bleibt stehen, Jesus schreitet vorwärts . . . . Die Religion bindet den Menschen an sein eigenes Interesse" (S. 102). „Die Religion ist die größte Lüge unseres Daseins. Sie hat uns Gott, der aller Wahrheit Wahrheit, alles Lebens Leben ist, zum Götzen verwandelt" (S. 118). „Die Religion hat den Atheismus verschuldet" (S. 123). „Die Glaubensgerechtigkeit ist Friede, die Religion Unfrieden. Glauben heißt mit Gott ins Reine gekommen zu sein — und eben das ist's, was der Religion fehlt: sie kommt nicht ins Reine mit Gott" (S. 132). „Religion ist Unglauben. Das System des Unglaubens in der Form des Glaubens. Dem Unglauben gläubigen Ausdruck geben — eben das heißt religiös sein" (S. 133). —

Und so geht es weiter. Genug. Man sieht, daß wir unter Religion etwas ganz anderes verstehen, als wie Kutter. Setzten wir einfach an jede Stelle, wo Kutter Religion schreibt, Orthodoxie, so wären wir vielleicht lieblos und nicht völlig im Recht, aber es wäre doch jedermann verständlich, was gemeint ist. So aber wollen wir, ja will die Religion nach unserer Auffassung gerade das gleiche auch, was Kutter „Gerechtigkeit", „Glaube", „Gottesmensch sein" u. dergl. nennt, und nichts anderes. Wir müssen somit Verwahrung dagegen einlegen, daß das überhaupt Religion ist, was Kutter so nennt. Es war vielleicht einstmals dafür gehalten in der Vergangenheit und wird vielleicht noch dafür gehalten in einigen othodoxen Köpfen der Gegenwart. Aber die vielen Köpfe, die in der Welt von ihren Besitzern herumgetragen werden, sind nicht alle mit vollprozentiger Orthodoxie angefüllt. So gibt es denn — und das sollte Kutter nicht wissen?! — tatsächlich Menschen, in Deutschland wie auch in der Schweiz, die eben für jene höhere Stufe der Religion und Frömmigkeit eintreten und gerade deshalb auch jene von Kutter bekämpften Mißstände und Verirrungen bekämpfen, aber niemals die Behauptung zugeben können, jene Irrungen und Verknöcherungen seien nun „die" Religion und sonst gäbe es keine andere. Diejenigen Menschen aber, die in der Sache auf seiten Kutters, in der Bezeichnung dieser Sache jedoch ihm entgegenstehen, die nennen sich nun die „Liberalen". Denen hätte Kutter wahrlich andere Beachtung schenken dürfen, als wie sie in einem Atemzug mit der Rechtgläubigkeit mit folgenden Worten abzutun: „laß deine ‚Rechtgläubigkeit' fahren, gib deinen ‚Liberalismus' auf und ergreife die Sache; zeuge, verheiße, glaube, liebe, hoffe wieder, wie in der Zeit deiner ersten Kraft" (S. 157). Ja tut denn all dies der „Liberalismus" nicht? Besonders in der Gegenwart sehen wir doch einen Anfang von alledem wieder, und daß dessen mehr und mehr werde, ist doch hoffentlich unser aller Streben!

Natürlich kann nach Kutter „die Religion" keinen Anspruch erheben auf Männer des Glaubens und der Hoffnung, wie auf Abraham, die Propheten, oder gar auf Jesus. Denn daß den Menschen die Bibel mit ihren Helden so gründlich verleidet ist, hat nach ihm seinen Grund darin, daß „die Religion" von der Bibel Besitz ergriffen hat. Die Bibel ist das gerade Gegenteil eines Religionsbuches. Sie gibt Geschichten, Wirklichkeiten, nicht Erbauung . . . Sie gibt ihre Wahrheiten nicht als Lehrsätze, gut genug, um einer abgeschlossenen Religionsgemeinde zu Symbolen und Bekenntnissen zu dienen, nicht als Dogmen usw. So Kutter (S. 117). Und nun: Was sagen wir Liberale denn anderes, sobald man von dem verkehrten Religionsbegriff absieht? Sind das wirklich nur „freisinnige Phrasen", ist der moderne Protestantismus wirklich nur „stark an Worten — schwach

im Geist"? (S. 40). Ich glaube nicht, daß es nur deutsche Verhältnisse sind, die Kutter Unrecht geben! — —

Und doch! Und trotz alledem! — Solche Männer sind auch unserem Volke von Gott gesandt, auf daß sie uns die Augen öffnen. Und das Buch „Gerechtigkeit", ja überhaupt ihre Worte, sollen wir darauf hören, sie annehmen in unserem Innern? — Es bleibt uns nichts übrig: „wir müssen!"

Bettingen (Wertheim a. M.). Goldschmit.

„Mein" Pastor.

Wenn ich hörte, wie Majoratsherren und Rittergutsbesitzer im deutschen Osten bisweilen sagten „mein Pfarrer", so fühlte ich dabei stets etwas Unangenehmes; denn in der Regel sollte diese Bezeichnung nur andeuten, daß auch der Geistliche sich in ähnlicher Abhängigkeit vom Gutsherrn befinde, wie die Mehrzahl der übrigen Bewohner des Gutsbezirkes. Wer dort sagen kann „mein Pastor" oder „mein Pfarrer", der ist der Patron der Kirche, trägt ihre Unterhaltungslasten und sieht daher auch im Geistlichen eins der von ihm besoldeten Organe. Kirchliche Patrone die taktvoll genug waren, ihre Patronatspflicht in persönlichen Beziehungen nicht fühlbar zu machen, hörte ich nie sagen „mein Pfarrer". Hatten sie ihn gern, so sprachen sie von „unserem Pfarrer", und waren sie ihm abhold, so sagten sie gewöhnlich „der Pfarrer". Auch die sonstigen Zugehörigen der Patronatsgemeinde, selbst die Konfirmanden, pflegten immer nur „unser" oder „der Pfarrer" zu sagen. Sie hatten wohl alle das Gefühl, daß sie durch das Wörtchen „mein" den Geistlichen vor anderen Gemeindegliedern in eine schiefe Lage brächten, weil sie damit den Schein erwecken konnten, als bestehe zwischen ihnen und dem Pfarrer eine vom amtlichen Standpunkte aus nicht zu billigende Vertraulichkeit. Dort fühlt der einzelne sich als Gemeindeglied, und das in jedem lebendige Gemeindebewußtsein läßt die Bezeichnung „mein Pastor" in einem schönen Sinne nicht leicht zu. So peinlich also dort der Ausdruck „mein Pastor" berührt, so vertraut klingt er dem Geistlichen der Großstadt.

Wo mehrere Pastoren an einer Kirche wirken, da bringt man durch das Wörtchen „mein" zum Ausdruck, daß man unter den vorhandenen Geistlichen eine Wahl nach seinem Herzen hat treffen können, und wo es, wie z. B. in Bremen, jedem Bewohner der ganzen Stadt frei steht, sich immer wieder einen anderen Geistlichen nach seinem Wunsche frei zu wählen, da ist der Ausdruck „mein Pastor" die höchste Anerkennung, die ein Geistlicher für sein Bewußtsein finden kann.

Fünffach ist hier die Abstufung, in der man vom Pastoren spricht: Die durch Lauheit oder weltliches Parteiprogramm der Kirche ganz Entfremdeten reden vom und auch wohl zum Geistlichen einfach mit seinem bürgerlichen Namen ohne Nennung des Titels. Diese Beobachtung machen wir bisweilen sogar bei Konfirmanden. Doch ist sie seltener bei Frauen und Mädchen, als bei jungen — auch schon verheirateten — Männern und bei Knaben; bei älteren Familienvätern machte ich sie meines Wissens noch nicht. Offenbar sieht man da den Geistlichen nur als den Mann an, der für besondere Lebenstage die Weihe des Wortes spenden soll, und hätte man einen außerkirchlichen, auch von der Öffentlichkeit als vollwertig anerkannten Ersatz, so würde man vielleicht auf einen Geistlichen verzichten. — Verhältnismäßig selten ist der Ausdruck „der Pastor". Er findet sich in den Fällen, wo jemand vom Geistlichen eine Unterstützung erwartet oder wo man über ihn mißvergnügt ist, oder auch bei Verhandlungen der Gemeindeorgane, wenn fühlbar gemacht werden soll, daß eine pfarramtliche Angelegenheit sachlich und ohne Ansehen der Person verhandelt wird. — „Unser Pastor" ist eine Bezeichnung, die immer ein Gemeinde- oder wenigstens doch ein Familienbewußtsein, ein Gefühl der Zusammengehörigkeit mit anderen, aussprechen will. An einem Gemeindebewußtsein fehlt es m. E. auch in Personalgemeinden nicht, auch selbst im freien Bremen nicht. Wie oft hören wir neben der Wendung „unser Pastor" die hierfür viel bezeichnendere „unsere Pastoren"! Es spielt da im Empfinden wohl etwas Ähnliches wie bei Familiengliedern, wenn sie „unser Bruder" oder „unsere Mutter" sagen, oder wie bei dem Kleinen, der angesichts der Silberhochzeit im Nachbarhause den Vater fragt: „Wann haben wir eigentlich unsere silberne Hochzeit?" Die geistig unter dem Dache des gleichen Gotteshauses Wohnenden, die, welche „ihren Platz" dort haben, die wählen mit Vorliebe den Ausdruck „unser Pastor" und „unsere Pastoren". Sie gehörten entweder schon nach ihrer Familientradition zu dieser Kirche, oder sie wurden durch die werbende Tätigkeit des Geistlichen der Gemeinde zugeführt. Sie sind es auch, die trotz des Systems der Personalgemeinde dafür sorgen, daß die Gemeinde bei Mißliebigkeit des Geistlichen oder beim Personenwechsel im Amte nicht zerfällt. — Wer aber „mein Pastor" sagt, der war gewöhnlich nicht erst vom Geistlichen gesucht worden, sondern hatte ihn als einen, dem eigenen Wesen zusagenden Mann gefunden. Doch man irrt, wenn man glaubt, daß dabei immer nur das religiöse Moment ausschlaggebend ist. Oft ist es nur das Temperament des Geistlichen, seine Art zu sprechen, seine Umgangsform und Ähnliches, was Echo weckte und einen Anschluß an ihn bewirkte. In solchen Fällen geschieht es nicht selten, daß in der gleichen Familie, jeder einen anderen Geistlichen als „seinen Pastoren" bezeichnet. Dem redlich wirkenden Geistlichen ist dieser Zustand der am wenigsten sympathische; er erscheint dem Geistlichen als die eigentliche Schattenseite der Personalgemeinde. Denn da ereignet es sich leicht, daß der Taufpastor des Jüngsten mit dem Konfirmationspastoren des Ältesten, oder der Traupastor des Hausherrn mit dem Predigt- und Abendmahlspastoren der Hausfrau bei Hausbesuchen zusammentrifft. Und was glauben sie dann jeder vom andern? Nicht das Schmeichelhafteste! Eine sehr peinliche Sache! — Wo aber die Wendung „mein Pastor" einen religiösen Ursprung hat, da tritt der Segen der Personalgemeinde hervor; denn da ist der nach eigenem Ermessen erwählte Geistliche derjenige, an welchem das religiöse Empfinden des Gemeindemitgliedes seine notwendige Orientierung gewinnt; da ist er der Mann, der mit Worten ausspricht, was in der Seele des Hörers dumpf empfunden wird und nach Klarheit ringt; da wirkt die Predigt befreiend; da führt der Gottesdienst zu einem inneren Jauchzen, und zwischen Prediger und Hörer flutet es wie Schall und Widerhall. Da treten dann die Fälle ein, wo beide trotz allgemeiner Übereinstimmung auch einmal verschiedener Meinung sind, und wo der Geistliche zwecks persönlichen Gedankenaustausches aufgesucht oder in einen kleinen Kreis geladen wird. Da stehen Gottesdienst und Hausbesuch im unmittelbarsten Zusammenhang, und Pastor und Gemeindeglied empfinden die Schönheit und religiöse Notwendigkeit des geistlichen Amtes. Diese Fälle der innersten, religiös tiefsten Beziehungen beziffern sich auch in einer Personalgemeinde nicht nach Hunderten, aber sie sind doch zahlreicher, als mancher vielleicht glaubt, und sie können verhältnismäßig umfangreich m. E. auch nur in Personalgemeinden werden. Wo diese Beziehungen walten, ist der Geistliche der wahre Freund des Hauses, da wird er eingeweiht in intimste Sorgen und Freuden und ist, so lange er sich taktvoll in seinen Grenzen hält, der ehrlich gesuchte und mit Dank begrüßte Steuermann im Lebensschiffe der ihm Vertrauenden. Erst gegenüber diesen Gemeindegliedern fühlt der Geistliche die ganze Wucht der Verantwortlichkeit für jeden Gedanken, den er ausspricht. An diesen kleinen Kreis ständiger Zuhörer denkt er bei der Vorbereitung für die Kanzel; ganz unwillkürlich spricht er für ihn in erster Linie und predigt so für ganz bestimmte Bedürfnisse des ihm bekannten Seelenlebens einer Gruppe. Für ihn und diesen Kreis ist auch der Predigt-

stoff nichts Zufälliges, wie für sonstige Kirchenbesucher, sondern eine notwendige, erwartete Weiterentwicklung eines aus der Seelsorge herausgewachsenen Gedankenganges. Wer dies als Geistlicher erlebt, hat es nicht leicht; denn einerseits muß er in jeder Predigt auf mannigfaltige, oft weit auseinander liegende Bedürfnisse einzugehen wissen und daher Themata behandeln, die Vieles und Großes umspannen, andererseits muß er dem Einzelnen so ausgiebig zur Verfügung stehen, als hätte er nichts weiter zu tun, wie nur dem Wohle dieses Einen zu dienen. Die Unterhaltungen über Lebensprobleme und die bei Fortgezogenen oft noch lange andauernden schriftlichen Aussprachen sind bisweilen so zeitraubend, daß vieles andere, sehr Wünschenswerte, darüber unterlassen bleiben muß, weil ein Mensch nicht fähig ist, alles Wünschenswerte gleichzeitig zu tun. Doch wo wäre der Geistliche, der jenes ideale Verhältnis kennen lernte und dabei nicht sein berufliches Glück voll gefunden hätte!

Wir haben also in unseren Gemeinden mit sehr unterschiedlichen Gruppen zu tun: mit denen, welche uns innerlich nahe traten, unsere ständigen Hörer wurden und mit religiöser Wärme sagen: „mein Pastor", mit denen, welche uns ihre Zuneigung aus irgend einem äußeren Anlasse schenkten, in unseren Gottesdiensten, Zugvögeln gleich, periodisch kommen und fehlen und doch auch sagen: „mein Pastor", mit denen, die nach Familientradition den angestammten Geistlichen wie ihren alten Hausarzt ehren und sagen: „unser Pastor", mit denen, die nicht eigentlich zum Geistlichen sich halten, sondern zu „ihrer Kirche", treu deren Gottesdienst besuchen, dem Pfarrer gern gefällig sind, aber doch nie anders sagen als: „unser Pastor", mit denen, welche zur Gemeinde wohl gehören, im Gotteshause aber höchstens an hohen Festtagen erscheinen, gewöhnlich an der Sache und Person des Geistlichen am meisten auszusetzen haben und sagen: „der Pastor", mit denen, die in Jahren nicht zur Kirche kommen, doch auf unsere Wohltätigkeit für sich und ihre Familie spekulieren und auch sagen: „der Pastor", mit denen, welche als Gäste hin und wieder einer Predigt beiwohnen, aber weder an einen Geistlichen, noch an eine Gemeinde einen Anschluß suchen und sagen: „Pastor So und So", und endlich mit denen, welche der Kirche völlig entfremdet sind, uns nur als Festredner in familiären Weihestunden brauchen und entweder auch sagen: „der Pastor" oder: „Herr So und So". — Wirklich Ideales bietet unser Amt nur da, wo wir noch kirchliches Gemeindebewußtsein mit der Signatur „unser Pastor" oder wahrhaft religiöse Berührung unter dem Motto „mein Pastor" finden. Was darüber ist, das ist vom — Ideal so weit entfernt, wie die Natur des Sperlings von der einer Nachtigall. Auch Sperlinge, von denen man, wie Christus sagt, zween für einen Pfennig kaufen kann, sind existenzberechtigt; ja man hat sie sogar, trotz ihrer ungenierten Begehrlichkeit und ihrer so einförmigen Geschwätzigkeit, zuweilen gern, freut sich an ihrem regen Familienleben und schenkt ihnen mehr innere Teilnahme, als sie selber ahnen. Aber was ist ein ganzes Volk von Spatzen im Vergleich zu auch nur einer Nachtigall! Wo uns Sehnsucht nach Reinstem und Höchstem, Klage über des Daseins Nichtigkeit, Schmerz über menschliche Ohnmacht und Weh über grausame Enttäuschungen wie weicher Klageton der Nachtigall entgegenklingt, da fühlen wir den ganzen Wert unseres religiösen Idealismus. Ewige Ziele zu stecken, materieller Nichtigkeit die Gewißheit von Unvergänglichem entgegenzustellen, menschliche Ohnmacht in das Heldentum der Hingabe umzuwandeln, erlittene Enttäuschungen durch innere Bereicherung wieder wett zu machen, das ist der wahre Zweck unserer Arbeit. Suchende Seelen zu begeistern, gebeugte aufzurichten, irrende zurückzuführen, leidende zur Genesung hinzuleiten, das ist höchster Genuß im geistlichen Amte. Wer solches von einem Geistlichen begehrte und empfangen konnte, der sagt mit Fug und Recht „mein Pastor".

Bremen. O. Hartwich.

Unsere Gottesdienste.

I.

Darüber wird schwerlich viel zu sagen sein, was auf allgemeine Zustimmung rechnen kann. Die Sache sieht sich auch gleich vielfach anders an, wenn der, der darüber zu reden hat, gewöhnlich auf der Kanzel steht oder wenn er unter der Kanzel sitzt. Und es macht im ersten Falle einen großen Unterschied, ob er ein reformierter Theologe ist und einer altreformierten Gemeinde dient oder aus der lutherischen Kirche kommt. Sulze hat irgendwo einmal ausgeführt, daß protestantische Theologen, auch in derselben Gemeinde, oft so weit auseinandergingen, das weise doch auch auf die charakterbildende Kraft unserer Kirche hin. So freue ich mich darüber, daß ich in verschiedenen Gegenden des deutschen Vaterlandes auch einem verschiedenen Gottesdienst begegnet bin, und ich habe eine große Freude darüber, daß es neben der preußischen auch noch eine badische oder württembergische Agende gibt, und daß bald ein elsaß-lothringisches Kirchenbuch werden soll, ja daß es noch Kirchen gibt, wo der Pfarrer und die Gemeinde an keine Agende gebunden sind.

In keinem Stücke sind auch unsere lieben Deutschen konservativer als in dem, was mit der Religion in irgend einer Beziehung steht. Das hat sein Gutes und sein Schlimmes. Es ist ein Großes, vielleicht das Größte, wie Lagarde einmal hervorhebt, wenn eine Gemeinde eine Geschichte hat, wie z. B. die niederrheinischen Gemeinden unter dem Kreuze oder auch die zerstreuten reformierten Gemeinden im deutschen Norden. Sie bewahren ein teures Erbe aus der Väter Zeit. Wenn sie nicht alte, neu herausgeputzte Agenden oder alte ausgegrabene Liturgien sich einfach aufhalsen lassen, um der Sucht zur Uniformierung entgegen zu kommen, verdienen sie nur Lob dafür.

Gleichwohl freuen wir uns, daß besonders von der jüngsten deutschen Hochschule aus, von Straßburg, der kräftigste Anlauf genommen wird, den Sinn für gottesdienstliches Leben in den Gemeinden zu beleben und zu stärken, und daß dafür die „Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst" geschaffen worden ist, in der uns neue Bahnen gewiesen werden, um neues Leben und Mannigfaltigkeit in unsere Gottesdienste zu bringen und der Predigt — nicht den Abschied zu geben, aber andere Stücke des Gottesdienstes als ebenbürtig und vollwertig ihr an die Seite zu stellen. Denn die meisten und treuesten Besucher unserer Gottesdienste, die alten, streng reformierten Gemeinden etwa ausgenommen, deren Geschichte ihnen ihren Charakter aufgeprägt hat, stehen unter dem Eindruck, daß in unseren evangelischen Kirchen zu viel gepredigt wird, und einsichtige Laien sehen auch ein, daß damit schon rein äußerlich ihren Pfarrern eine Last aufgebürdet ist, die sie auf die Dauer nicht ohne Schaden tragen können. Die Weihnachtszeit steht vor der Tür und alle Pfarrer, zumal diejenigen, welche eine große Gemeinde allein zu bedienen haben, seufzen schon, wenn sie daran denken, daß sie innerhalb acht Tagen wieder acht große Festpredigten zu halten haben werden, und gerade vor vielen solcher Kirchgänger, die nur an hohen Festtagen an den Gottesdiensten der Gemeinde teilnehmen und dann die größten, unerfüllbaren Ansprüche stellen. Darüber hat W. Sonntag im Wegweiser 1906, Kalender des deutschen Protestantenvereins, neulich beweglich geredet.

Es ist ein großer Fortschritt, daß auch die Reformierten der Kunst wieder den Einzug in die Kirchen gewährt haben, dem Kunstgesang, der Malerei, der Bildhauerkunst. Einst war es vielleicht eine Notwendigkeit sie abzuwehren und zurückzuschneiden und durch das Wort wirklichen oder vermeintlichen Götzendienst zu bannen. Wir sollen auch heute kein Museum und keine Bildergalerie aus den Kirchen machen, indem wir die Wände abkratzen und die alten, meist scheußlichen Heiligenbilder aus katholischer Zeit wieder ans Tageslicht bringen; aber die Wände neu schmücken, das wird auch reformierten Gemeinden nichts mehr schaden. So war es mir eine große Freude, auch in Zürich oder Basel oder

Rorschach die neuen reformierten Kirchen zu sehen, die Baukünstler und Maler und Bildhauer opferwilligen Gemeinden erbauet und geschmückt haben. Den Gurlitt, Bürkner und vielen anderen Dank, daß sie auch den Protestanten, die an dem Worte festhalten wollen, den Blick dafür geschärft haben, daß die Werke der bildenden Kunst nicht mehr nur als Schmuck und Spiel angesehen werden dürfen, sondern als durchaus notwendige und außerordentlich bedeutsame Lebensbetätigungen des menschlichen Geistes, und daß „der Reichtum des inneren Lebens eines Geschlechtes mindestens ebenso stark aus seinen künstlerischen Offenbarungen hervorleuchtet, wie aus den Darlegungen des Wissens und der jeweiligen Glaubensvorstellungen", Bürkner, Geschichte der kirchlichen Kunst. Daß wir Protestanten aber Künstler haben, die von protestantischem Geiste durchdrungen sind und die Bedürfnisse des protestantischen Gottesdienstes zu erfüllen und mit Würde und Schönheit die Zweckmäßigkeit zu verbinden wissen, das eben beweisen die vielen neuen Gotteshäuser im Norden wie im Süden unseres Vaterlandes. Vor allem aus aber sind wir geneigt, gerade für unsere Gottesdienste dem Lobe der Frau Musika zuzustimmen, das Luther sang, 1538:

Von allen Freuden auf Erden
Kann niemand kein' feinere werden,
Denn die ich geb' mit mein'm Singen,
Und mit manchem süßen Klingen.
Hie kann nicht sein ein böser Mut,
Wo da singen Gesellen gut
Hie bleibt kein Zorn, Zank, Haß noch Neid,
Weichen muß alles Herzeleid.
Geiz, Sorg und was sonst hart anleit
Fährt hin mit aller Traurigkeit.
Auch ist ein jeder des wohl frei,
Daß solche Freud' kein Sünde sei,
Sondern auch Gott viel baß gefällt,
Denn alle Freud' der ganzen Welt.

Und doch bleibt es trotz allem obigen dabei, daß eine lebendige Gemeinde allein ein rechter Tempel Gottes sei, und daß die Schaffung lebendiger Gemeinden heute eine viel dringendere Aufgabe ist, als der Bau von prächtigen Kirchen. Wir geben Sulze unbedingt zu, daß da viel Geld in tote Steine gesteckt worden ist, wo es nötiger gewesen wäre, neue Pfarrstellen zu gründen, Gemeinden zu teilen und Gemeindehäuser zu bauen. Das Gute ist für eine evangelische Gemeinde noch wertvoller als das Schöne, und das Schöne zu hegen und zu pflegen, wenn es auf Kosten der Gemeinde geschieht, ist uns von streng religiösem Standpunkte aus erst dann erlaubt, wenn es auch der Erziehung zum Guten dient, zur Vertiefung und Bereicherung der Gemeinde. Kunst und Religion sind zwar verwandt, aber es kann nicht zweifelhaft sein, welcher die stärkere Kraft zur Erziehung innewohnt, und es ist nicht so, daß, wie manche glauben, wer die Kunst liebte, auch schon Religion habe. Es ist wirklich, wie E. von Hartmann einmal hervorhebt, das Anhören der Matthäuspassion am Charfreitag noch kein Gottesdienst im evangelischen Sinne. — Über die Frage wollen wir hier nicht lange verhandeln, ob der Gottesdienst zum „wirksamen" oder „darstellenden" Handeln gehöre, worüber die Fachgelehrten streiten; ob er Sammlung und Anregung zu neuer Arbeit oder Stille und Feier und Freude über Besitz und Gut der Gemeinde ist. Die Leser unseres Gemeindeblattes fragen auch nicht darnach, was die Gelehrten darüber ausmachen, sondern was sie selbst suchen und finden können, und was geändert und gebessert werden kann. Gewiß würden es die Herausgeber freundlich begrüßen, wenn auch Laien das Wort zu dieser Sache nehmen und den Theologen ergänzen oder berichtigen wollten, der dieses schreibt.

Zunächst noch einige äußere Dinge, die doch nicht unwichtig sind. Es sprechen stärkere Gründe für die Freigebung der Kirchenstellen als dagegen. Nippold hat einmal in diesen Blättern ausgeführt, daß es doch von segensreichen Folgen sei, wenn eine Familie durch Generationen hindurch den Platz in der Kirche festhalte und es auch für eine Pflicht achte, ihn sonntäglich zu benutzen, und daß der Pfarrer auch dankbar sein könne, bestimmte Familien immer an bestimmten Plätzen zu wissen. Gewiß! Und die Gemeinde darf ja auch mit gutem Recht, wenn sie Plätze bereit hält, dafür Gebühren fordern. Besser ist es, wenn es für Kirchenplätze nicht geschieht. Wir hatten z. B. auch in der alten Michaeliskirche vermietete Plätze. Als die neue gebaut wurde, wurden die Kirchenstellen freigegeben. Die Gemeindeglieder erhöhten ihren freiwilligen Beitrag, und allgemein ist man mit der Einrichtung zufrieden. Von sozialen Gesichtspunkten, die doch in einer christlichen Gemeinde erst recht gelten sollten, sollten wir es auf alle Weise zu ermöglichen suchen, damit auch hier der Verdacht wegfalle, es gebe in der Kirche bevorrechtigte Plätze.

Die Zeit des Gottesdienstes sollte durch große Gemeindeversammlungen, in denen auch Frauen eine Stimme führen dürften, festgesetzt werden. Abendgottesdienste sollten im Winter häufiger gehalten werden, wenigstens in den Städten. Jugendgottesdienste sind durchaus erforderlich.

Die Hauptstücke des sonntäglichen Gottesdienstes einer evangelischen Gemeinde sind und werden bleiben Lied, Gebet und Predigt. Liturgische Gottesdienste, wobei Predigt oder Ansprache auch fehlen dürften, sind für solche Gemeinden zu empfehlen, wo auch der Kunstgesang gepflegt wird und wenigstens ein Kinderchor gebildet werden kann. Die Gottesdienste an den hohen Festtagen sollen auch reicher ausgestaltet werden; der Weihnachtsbaum darf auch seinen Einzug in die Kirche halten, wenigstens für den Kindergottesdienst. Auch Festspiele am Reformations-, Weihnachts-, Osterfest, an Pfingsten im Walde sollte die Gemeinde in Schutz und Pflege nehmen, am Dank- und Erntefest den Altar schmücken mit den Gaben Gottes; ein Frühlingsfest mit Blumenschmuck wird in England schon gefeiert; auch Maien in der Kirche wären nicht unchristlich. Die Osterfeuer der Knaben auf Bergeshöhen oder auf den Deichen sollte auch kein deutscher Pfarrer mit Argwohn ansehen oder verbieten wollen.

Aber keine Neuerungen machen ohne Anhören der Gemeinde, und durch die Erfahrung immer sich leiten lassen! Ein noch so fein vom Pfarrer ausgedachter und kunstgerecht aufgebauter Gottesdienst mit 15 bis 20 Nummern entspricht wohl den Liebhabereien und dem Bedürfnisse eines musikalisch beanlagten Pfarrers oder Liturgen, auf dem Lande wenigstens wird er selten dafür Verständnis finden. Auf den Aufbau des Hauptgottesdienstes an Sonn- und Festtagen mit Abendmahlsfeier, wie ihn die preußische Agende bietet, sind viele Liturgen stolz und preisen seine Schönheit. Ich habe schon die schärfsten Urteile darüber gehört, nicht nur von einfachen Leuten, auch von Gebildeten. „Dies sonntägliche Sündenbekenntnis und die schnell folgende Gnadenverkündigung, diese vorausgesetzte Handlung des Menschen mit Gott und umgekehrt, sind ja doch nur ein künstliches Spiel, wobei die Handlung fehlt, und durch diese sonntägliche Wiederholung wird der Ernst der Buße eingeschläfert", sagte mir ein ernster, religiöser Mann, der kein Reformierter war; er drückte sich noch viel schärfer aus. Ich weiß, daß jenes vielen Oberdeutschen und Reformierten katholisch erscheint. Darum kommen so zahlreiche Gemeindeglieder erst nach der Liturgie, wenn das Gemeindelied beginnt. Oder sie bleiben aus der Predigt weg, „weil der Pfarrer ja doch nur eine Viertelstunde predige". Man mag über solche Einwände lächeln oder auf „Unverständnis" erkennen, sie sind doch nicht ganz abzuweisen.

Ich hielt zum ersten Male in meiner neuen Gemeinde, nur zum Versuche, nachdem ich dem Kirchenvorstand Mitteilung gemacht, eine liturgische Weihnachtsfeier. Es war alles stilgerecht, nach berühmten Vorbildern: nach der Predigt kamen die treuesten, fleißigsten Kirchenbesucher zu mir und baten mich, es lieber beim Alten zu lassen, und ich habe lange gewartet, bis ich es wieder tat. Als da die Kirchgänger nun ein Programm bekamen und auch altertümliche Texte lasen, machten sie mir Vorstellungen über diese „kindischen, läppischen" Texte und baten, doch damit wenigstens sie zu verschonen. Ich sehe viele schon wieder den Kopf schütteln; aber die das sagten, waren nicht einmal Rationalisten. So ist es vielen hochgebildeten, warm reli-

giösen Männern und Frauen ein Anstoß und ein Ärgernis, wenn sie Texte singen sollen, die ihrem Empfinden nicht entsprechen. Es werden viele sagen: im Liede ist erträglich, was in der Predigt nicht erträglich ist; eben nur erträglich! Ich aber gebe mir Mühe, auch wenn ich dadurch in der Auswahl der Lieder beschränkt werde, nur solche Lieder und Verse singen zu lassen, die auch ein modern und ästhetisch gebildeter Mensch ohne Widerwillen singen kann. — So würden viele Oberdeutsche es nicht ertragen, daß der Geistliche Gebet und Segen singe; sie würden darin unfehlbar einen Rückfall in katholisches Wesen sehen, während man in Hannover oder Braunschweig oder Thüringen den Geistlichen gerne singen hört, wenn er's kann. So würden meine Bauern ganz gewiß kein Kruzifix auf dem Altar geduldet haben oder brennende Kerzen beim Abendmahl. Ich würde sie auch in meiner reformierten Gemeinde nicht aufstellen wollen und kann nicht zugeben, daß wir dadurch einen Verlust erleiden. Das mag als Unverstand von Gemeinden gelten, als vorgefaßte Meinung eines liturgisch mangelhaft gebildeten Pastors; aber auch hier gilt es: was in der Theorie richtig und schön sein mag, ist in der Praxis oft nicht ausführbar und scheitert an dem Willen der Gemeinde. Womit nicht gesagt sein soll, daß nicht versucht werden müsse, die Gemeinde zu erziehen und an Besseres zu gewöhnen, oder daß nicht der Pfarrer sich eine bessere liturgische Bildung verschaffen sollte. Jedenfalls haben die Gemeinden darin recht, daß sie eine Form des Gottesdienstes wollen, welche sie befriedigt, daß sie der Willkür eines Pfarrers oder einer Agendenkommission, die alles Alte an und für sich schön findet, gewisse Grenzen setzen.

Dr. Veeck.

Über Willensfreiheit.

Das Thema ist seiner Natur nach wenig geeignet zu einer Behandlung auf so knappem Raume, wie ihn das Protestantenblatt zur Verfügung stellen kann. Ich würde deshalb gegenüber den Ausführungen Petersens in Nr. 47 und 48 nicht nochmals das Wort nehmen, wenn nicht ein Punkt in ihnen mich dazu zwänge. Das ist die Behauptung, daß ich „ein von Gefühlen und Vorstellungen unabhängiges Willensvermögen" annähme und damit eine Ansicht verträte, die mit den wissenschaftlich feststehenden Ergebnissen der Psychologie und Psychiatrie im Widerspruche stehe und von Paulsen sogar als „phantastische Vorstellung" bezeichnet sei. Ich habe in meinem ersten Aufsatze (S. 477, Spalte 2) unter den Punkten, hinsichtlich derer ich mit Petersen übereinstimme, ausdrücklich auch die „Bekämpfung der falschen Unterscheidung bestimmter Seelenvermögen" bezeichnet. Da ist es unzulässig, mir die entgegengesetzte Auffassung unterzulegen.

Sollte aber mein Gegner etwa sogar wollen, daß, auch wenn ich ein besonderes Willensvermögen leugne, doch der von mir behauptete Wille tatsächlich auf ein solches hinauslaufe, so würde ich entgegnen, daß ich mich nur einem Sprachgebrauche füge, der den Willen als etwas Selbständiges behandelt, und daß Petersen in dieser Beziehung sich mit mir in ganz derselben Verdammnis befindet, insofern auch er einen Sprachgebrauch benutzt, der zu Mißverständnissen führen kann. Er behauptet: es gibt einerseits einen Charakter und andernfalls Motive, die auf ihn einwirken. Ich spreche daneben von einem Willen. Aber wo sind denn alle diese Dinge? innerhalb oder außerhalb der Seele? Offenbar sind weder Charakter noch Motive und Wille etwas anderes, als die Seele selbst, die wir aus Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde, die aber mein Gegner nicht beanstanden wird, als eine unteilbare Einheit anzusehen haben. Wenn also Petersen von einem Kampfe zwischen mehreren Motiven spricht, so könnte ich ihm denselben Vorwurf machen, den er gegen mich hinsichtlich des Willens erhebt, nämlich, daß er die Motive zu selbständigen Dingen mache.

Wie steht es denn nun in Wirklichkeit? Nehmen wir — um möglichst konkret und anschaulich zu reden — ein Beispiel. Ich sehe auf dem Tische ein unbewachtes Goldstück liegen. Es regt sich in mir der Trieb, es zu besitzen. Dem tritt das Pflichtgefühl entgegen. Er kommt zu einem Kampfe zwischen Begehrlichkeit und Gewissen. Der Kampf wird in mir, d. h. in meiner Seele geführt. So weit sind wir einig, aber nun kommt die Meinungsverschiedenheit. Nach Petersen ist meine Seele nur der Kampfplatz, der selbst keinen Teil am Kampfe nimmt, sondern auf dem oder um den lediglich die beiden Motive streiten, und zwar in der Weise, daß das Ergebnis von Anfang an durch das Kräfteverhältnis der beiden Kämpfer objektiv gegeben ist, und daß jedenfalls ich selbst außer stande bin, es zu beeinflussen. Die Sache liegt nach seiner Ansicht ebenso, wie wenn ich zwei Steine in einen Teich werfe, auf den ein Kork schwimmt. Wohin die entstehenden und sich bekämpfenden Wellenkreise den Kork treiben werden, mag für den Beobachter nicht im Voraus erkennbar sein, aber das ist nur eine subjektive Ungewißheit und liegt nur daran, daß er die gegeneinander wirkenden Kräfte nicht hinreichend kennt. Objektiv steht der Punkt, an dem nach Beruhigung des Wassers der Kork sich befinden wird, von vornherein fest, und derjenige, der alle Faktoren übersähe, würde ihn mit voller Sicherheit berechnen können.

Ich verwerfe diese Auffassung und mache geltend, daß meine Seele nicht ein bloßer toter Kampfplatz ist, wie der Teich, sondern daß sie selbst in den Kampf eingreift. Eigentlich müßten wir ja sagen: die Seele kämpft mit sich selbst, denn die Motive sind nichts Selbständiges, sondern nur Funktionen der Seele. Nur deshalb, weil in gewissem Sinne niemand sein eigener Gegner sein kann, sprechen wir von einem Kampfe der Motive. Aber es ist eine psychologisch unhaltbare Vorstellung, anzunehmen, der als konstant gedachte Charakter werde von zwei Motiven beeinflußt, die etwa in der Weise auf ihn einwirkten, wie zwei entgegengesetzte Stöße auf einer Billardkugel. Diese Stöße kommen von außerhalb: die Motive dagegen sind nichts, als die Seele selbst.

Petersen meint nun weiter: indem ich zugäbe, daß die Willensfreiheit gewisse Grenzen habe, ließe ich sie überhaupt fallen. Aber sehr zu Unrecht. Jeder Mensch hat über seine Umgebung eine gewisse Macht, aber niemand eine unbeschränkte. Weshalb soll das anders sein bei der Macht, die er gegenüber sich selbst, d. h. seinen Motiven, besitzt? In meinem Beispiele von dem Teiche, in den zwei Steine geworfen werden, ist allerdings unsicher, ob der Kork an das Ufer getrieben oder in einer gewissen Entfernung von ihm bleiben wird, aber es steht von vornherein fest, daß er nicht bis in die Mitte schwimmen wird. So kann ich auch hinsichtlich eines Menschen bei Kenntnis seines Charakters unter Umständen bestimmt voraussagen, daß er einer Versuchung von gewisser Stärke unterliegen wird, aber damit leugne ich nicht seine Willensfreiheit, sondern ziehe ihr nur gewisse Grenzen. —

Das Vorstehende muß als Entgegnung auf die Ausführungen Petersens genügen. Der Schwerpunkt unseres Streites — das habe ich schon in meinem ersten Aufsatze betont — liegt in dem entgegengesetzten Ausgangspunkte. Petersen meint (S. 570 Sp. 1), durch die von mir empfohlene Selbstbeobachtung lasse sich die Natur des Willens nicht feststellen. Er will sie ersetzen durch eine abstrakt-deduktive Entwicklung aus dem Begriffe der Kausalität. Ich bin umgekehrt der Ansicht, daß allein die durch Beobachtung zu gewinnenden Tatsachen des Lebens unser Urmaterial bilden können und daß Begriffe und Gesetze, die wir formuliert haben, stets diesen Tatsachen weichen müssen, oder besser, daß jene stets durch diese kontrolliert und berichtigt werden müssen. Das ist die Grundfrage, zu der jeder Stellung nehmen muß, der den Streit zwischen Determinismus und Indeterminismus entscheiden will.

W. Kulemann.

Das Erbe der Stubenrauch.

Roman in 2 Bänden von Wilhelm Schaer. Goslar, F. A. Lattmann.

Schaers Karl Hermann Stubenrauch ist in den Schatten von Frenssens Kai Jans getreten. Deshalb wird manches Auge zunächst über ihn wegsehen, aber verdrängen wird er sich von dem berühmteren Bruder nicht lassen, denn auch Karl Hermann Stubenrauch hat sehnsuchtsheiße Augen und sucht auf sehr steinigem und dornigem Wege mit reinem Herzen und heiliger Kraft nach „Hilligenlei", heiligem Land. Und gottlob! sind solche Gestalten unserem Geschlechte wieder wahlverwandt geworden, sie kämpfen und werden gesehen, sie reden und werden gehört. Auch Karl Hermann Stubenrauch wird gehört werden.

Durch viel Hunger ging sein kurzes, mühsames Leben. In einer Klosterpfarre mitten in der Heide ist er geboren. Nur durch die ersten Kindheitsjahre begleitet ihn die Liebe der edlen, feinsinnigen Mutter. Dann stirbt sie, sein rasch verglühtes Lebensmorgenrot. Fortan ist nur die harte Hand seines starrsinnigen Vaters über ihm, der unnachsichtig jedem seiner Söhne „das Erbe der Stubenrauch" auf die Schultern legt, „Paster" zu werden, und zwar positiver, denn so kommt man weiter, dem Titel- und Pfründenhimmel näher. Und die lieblose Selbstsucht der adeligen Stiefmutter ist über ihm. So wird Karl Hermann der Abschied vom Vaterhause kaum schwer, als er nach Verden zum Gymnasium übersiedelt. Er geht in den Hunger. In den leiblichen in der Pension des Dr. Jäger, in den geistigen, als er in der Werkstatt seines späteren Hauswirts, des biederen Meisters Ehlermann, seinen eigentlichen Beruf erkennt, Kunsttischler zu werden, und des Vaters hartes Wort doch jede Aussicht abschneidet; — in den Hunger des Herzens endlich, als die stillgeliebte Jugendgefährtin, „Kahlenvaters Wieschen", des fremden Mannes Braut und Frau wird. Doch Karl Hermann wächst im Hunger; die Schwierigkeiten stählen ihm nur Mut und Kraft; bei unendlichem Fleiße, gleichsam mit zusammengebissenen Zähnen, geht er als Dritter durch das Abiturientenexamen. Wir wissen nicht, was ihm sein Direktor in der Entlassungsrede gesagt hat. Der Leser aber ruft ihm sicher am Schluß des ersten Bandes zu: nur weiter so! du wirst das Leben bezwingen! —

Mit 300 Mark Wechsel für das ganze erste Semester zieht Karl Hermann Stubenrauch in Göttingen ein. „Die Immatrikulation mit feierlichem Handschlag an Eidesstatt versetzte den jungen Studenten in fast noch größere Erregung als damals die Konfirmation mit dem Aufsagen des Glaubensbekenntnisses." So viel sucht Herz und Seele im Studentenleben und im Studium. Für ihn wird's ein einziger langer, heißer Kampf. Zunächst ein Kampf ums Brot. Im „Institut", dahin ihn väterliche Fürsorge geleitet, erblüht jedem Alumnaten nach kurzer Zeit unweigerlich der Hungerschwären auf dem Nacken. Dann, als der erste Flügelschlag der frei werdenden Seele ihn aus dem Hunger und der bornierten Engherzigkeit des „Instituts" erlöst hat, als ferner des Vaters Zuschüsse immer geringer werden und schließlich ganz aufhören, — das „Stundengeben" Tag für Tag, auch in den Ferien, trotz aller Sehnsucht nach der Heide. Das Leben eines gelehrten Proletariers mit all' seiner Not und mit all' seiner — Kraft!

Denn an dem, der hier ringt, ist jeder Zoll ein Held. Der gewinnt auch im schwereren Seelenkampfe, welcher ihn aus der blinden Enge und harten Kälte der traditionellen Orthodoxie, aus dem Unchristlichen der christlichen Kirche befreien soll. Es klingt unter erschwerter äußerer Last wie innerer Jubel bei des Vaters notgedrungener Aufsage jeder pekuniären Beisteuer: „Ich habe in dieser Hinsicht auf Vater keine Rücksicht mehr zu nehmen. Das machte bislang auch noch einen Teil meiner Sorgen aus. Von heute an bin ich Freiherr meiner selbst". Freilich es zerrt noch vieles grausam an seiner Seele und erschwert ihm bitter die Eroberung des heiligen Landes der Wahrheit und Freiheit. Der innere Zusammenbruch des früher stahlharten Vaters unter Sorge und Verfehlung und der Zusammenbruch der kindlichen Achtung vor dem Vater bei Karl Hermann; — die bei seiner immer freier werdenden Gesinnung sich immer sicherer versperrende Aussicht, dereinst nach dem Examen in ein Pfarramt der unduldsamen Landeskirche zu kommen und die damit drohende Zerstörung seines zweiten, tiefen und edlen Liebestraumes, das sind die schwarzen „Erdgeister", die ihn vom Heiligtum scheuchen wollen: „Wenn du nicht, tust, wie wir dir befehlen, so bringen wir dich um Brot und Stellung. . . . Ewig wirst du ein Ruheloser auf Erden sein. Von Scholle zu Scholle wollen wir dich treiben. Tor du! Was wähnst du die Wahrheit zu verkünden."! Aber die Starken, hier finden sie einen Stärkeren. Karl Hermann Stubenrauch bleibt Sieger auch über das eigene Herz. Wie er aus tiefen Wunden dabei blutet, zeigt sein „Leben Jesu", sein mit Herzblut geschriebenes „Kreuz und Leid".

„Sturm und Sonnenschein wechselten in ihm, wie das Januar- und Februarwetter. Bald tappte sein ringender Geist in stockfinsterer Nacht. Bald kam die Erleuchtung über ihn und erhellte das kochende, wühlende Chaos seiner Gedanken. Dann war hoher Festtag." Was auch im Wege steht, vorwärts geht's dem heiligen Lande zu! Von dem grundlegenden Gedanken an: „Eine Wahrheit kann es nur geben . . . . was man als falsch erkannt hat, kann man nicht mehr glauben", bis zur Verurteilung der Kirche, welche die Vergangenheit vergöttert und vor den Aufgaben der Gegenwart sich die Augen verbindet, — weiter bis zur Erkenntnis, daß der leibhaftig Auferstandene eine Mär ist, und der „Heiland ihm begegnet, nicht leibhaft, sondern vergeistigt und dennoch verkörpert in jeder Liebestat und jedem guten Wort, so er in seinem Namen tat und sprach," bis endlich zu dem Rütlischwur des echten Predigers des Evangeliums: „angesichts der göttlichen Offenbarung, die wir zur Stunde an uns und in uns so stark empfinden, verspreche ich Ihnen feierlich, nie ein Wort, das ich nicht glauben, nicht vertreten kann, zu lehren". Karl Hermann Stubenrauch ringt sich durch und ringt sich zu seinem Ende. Die Freiheit der Seele fordert als Kaufpreis die Lebenskraft des Körpers. Ein heftiges Nervenfieber zerbricht leicht den Rest der Kraft. —

Damit möchte ich am liebsten schließen und im Interesse des Dichters jedem Leser selbst das Urteil über die Dichtung überlassen. Es wird sicher kaum weniger günstig ausfallen, als dasjenige des Geheimrat Heyne, der „den sittlichen Ernst, die straffe Führung des Erzählungsfadens, das reiche Kolorit der Schilderung" hervorhebt. Der erste Band scheint mir doch etwas an epischer Breite zu leiden; dafür aber entschädigt reichlich der zweite. Dieser Göttinger Student, das ist ein Seelengemälde voll Leben und Kraft, voll Plastik und Seelentiefe. Und wie keusch und rein versteht Schaer die Jugendliebe zu malen, wie edel und groß die Freundschaft! Der Theologe Frenssen weiß gewiß noch besser Bescheid mit der ringenden und suchenden Seele eines echten Theologie Studierenden von heute, als der Landwirt Schaer. Aber das kann ich getrost sagen: wer ein Stück heiliges Land sehen will, der schaue auch in das Leben und Sterben Karl Hermann Stubenrauchs hinein. R. Emde.

Vom Büchertisch.

Karl Seiffert, Choralbuch. 60 Choräle vierstimmig gesetzt und mit Vor- und Zwischenspielen. Bremen, Schwers & Haake. 3 M.

Es ist ein sehr tüchtiges Werk, welches uns der Musiklehrer des bremischen Lehrerseminars mit seinem Choralbuche geschenkt hat. Der fast durchgehends neue Tonsatz der Melodien des bremischen Gesangbuchs beweist, wie vertraut der Komponist mit dem Wesen der Orgel ist. Organisten, aber auch Harmoniumspieler, werden an dem Werk ihre große Freude haben. (Siehe Anzeige!)

O. Raupp, „Ehre sei Gott in der Höhe". Heidelberg, Evangelischer Verlag. 20 Pfg.; in Partien billiger.

Ein Weihnachtsfestspiel für Kinder ist immer eine willkommene Gabe, besonders wenn es, wie das vorliegende, so meisterhaft den kindlichen Ton zu treffen weiß. Und dazu sollen hier ausschließlich Kinder selbst Kindern die frohe Weihnachtsbotschaft predigen. Der Prediger kann sich mit einer stummen Assistenz begnügen. Wir können das Werkchen besonders für einfachere Verhältnisse bestens empfehlen.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 50.

Bremen
Berlin.

9. Dezember 1905.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Die preußischen Provinzialsynoden. V. — Nachrichten. — Anzeigen.

Die preußischen Provinzialsynoden.

V. (vgl. Nr. 43, 45, 46, 49).

Vizepräsident Propst von der Goltz auf der Pommerschen Provinzialsynode. — Die Bekenntnisbeschlüsse in Westpreußen und Posen.

Die für die Kirchenleitung bedeutsame Äußerung des Vizepräsidenten des Preußischen Oberkirchenrates Propst von der Goltz ist in verschiedenster Fassung durch die Presse gegangen, daß es sich ereignete, wie beim Erlaß im Fall Fischer, daß rechts und links man sich der Worte freute und wieder vielleicht zu früh. Wir kommen in unserem Schlußartikel auf diese Äußerung zurück, die wir im folgenden nach der „Chronik" Nr. 48 wiedergeben. Die „Chronik" hat sich ein großes Verdienst mit dieser Veröffentlichung erworben, da sie behaupten kann: „Für unseren Bericht übernehmen wir die volle Verantwortung, daß er das Wesentliche der Rede in jeder Hinsicht sinngemäß wiedergibt."

Propst von der Goltz führte aus:

Das Kirchenregiment kennt und teilt die bange Sorge um den wirksamen Schutz der reinen Lehre des Evangeliums in der Landeskirche. Wohl mit Bedacht ist von der Provinzialsynode zur Erörterung dieser Frage der 31. Oktober gewählt worden, um dieser Sorge feierlichen Ausdruck zu verleihen. Die Debatte, heute am 31. Oktober, geht über die Wände des Saales hinaus. Luther trat an diesem denkwürdigen Tage auf einen Weg, auf dem er von Jahr zu Jahr immer klarer hineinblickte und die deutsche Christenheit immer gründlicher hineinwies in die Tiefen der Liebe Gottes, die in Christo Jesu erschienen ist, in die Tiefen des Menschenherzens, dem nur das demütige sich-Christo-Vertrauen Trost gibt, und in die Tiefen der Hl. Schrift, die den Gemeinden entzogen gewesen war. Diese Grundlagen wieder zur Geltung zu bringen: das war Luthers Bekenntnistat. Für seine Reformation galt von da an die doppelte Losung: Rückschauen auf den von Gott gelegten Grund des Heils und Vorwärtsschreiten auf diesem festen Grunde, „Halte, was du hast" und „Werde immer völliger". Seitdem ist immer eine doppelte Strömung in der evangelischen Kirche: eine am Vätererbe festhaltende und eine auf Weiterbildung der Lehre bedachte. Man betonte bald das eine, bald das andere. Zuerst überwog Menschenalter hindurch das Bewahren und Durcharbeiten des von der Reformation ererbten Schatzes. Später haben Männer, wie Spener, August Hermann Francke, Bengel, auch Zinzendorf, Schleiermacher nach verflachenden Zeiten wieder in neue Aufgaben geführt und namentlich auf den gewiesen, der Göttliches und Menschliches in sich vereinigt. Neben diesem Ringen und Suchen ist eine andere Strömung, zunächst aus dem Auslande, zu uns gekommen, die diese Fragen mehr aus dem Gesichtspunkte der Wissenschaft und Weltweisheit behandelt. Hier herrscht nicht der Gegensatz zwischen alter und neuer Weise, die christliche Heilswahrheit zu verkündigen, sondern der Gegensatz zwischen christlicher und naturalistischer Weltanschauung. Es besteht aber ein großer Unterschied zwischen dem Ringen alter und neuer Lehrweise auf dem Boden des Christentums und zwischen dem Kampfe von Glauben und Unglauben, der sich heute drohend erhebt und für den der gemeinsame Boden des Christentums nicht mehr vorhanden ist. In der Kirche wird oft nicht genug unterschieden zwischen dem Ringen einer alten mit einer neuen Art, die christliche Wahrheit zu lehren einerseits, und zwischen dem den Geisteskampf der Gegenwart durchziehenden Gegensatz von Christentum und Nichtchristentum andererseits. Doch man darf für den Sieg der Wahrheit des Glaubens nicht allzu ängstlich sein; vor etwa 100 Jahren hat in den meisten Köpfen, auch der Pastoren, der Rationalismus gespukt, und trotzdem hat sich der christliche Geist mit geistigen Waffen wieder emporgerungen. Der Kampf der Geister darf nur im äußersten Falle mit Machtmitteln geführt werden, die Gewalt muß die ultima ratio sein. Nur im äußersten Notfalle dürfen die Behörden strafend einschreiten. Dienstentsetzung eines Pfarrers bedeutet auf dem Gebiete des Berufslebens nicht viel weniger denn ein Todesurteil. Hier aber, in dem vorliegenden Kommissionsantrag der Pommerschen Provinzialsynode (Beil. 46) wird kein Scheiterhaufen errichtet und kein Ketzergericht gehalten, sondern Aufrechterhaltung kirchlicher Ordnung in Erinnerung an das Amtsgelübde der Geistlichen gefordert. Zwischen dem Kommissionsantrag und dem Antrag der Evangelischen Vereinigung besteht sachlich kein Widerspruch. Man könnte sie beide zugleich unterschreiben. Aber weil der Antrag Müller (Evg. Vereinigung Beil. 43) ein Gegenantrag ist und der Kommissionsantrag in so mäßiger Weise vom Referenten Prof. D. Haußleiter erläutert ist, während die Vertretung des Müllerschen Antrages sich unnötig in scharfen Gegensatz dagegen gestellt hat, kann sich der kgl. Kommissar nicht gegen den Antrag der Kommission aussprechen. Wo in der Kirche nicht mehr der lebendige Gott anerkannt, nicht mehr das Erlösungsbedürfnis des sündigen Menschen betont, nicht mehr die einzigartige Mittlerstellung Jesu als des Sohnes Gottes anerkannt wird, wo nicht mehr das reine unwandelbare Wort Gottes gepredigt werden soll, wo jeder der Gemeinde sagen zu dürfen meint, was ihm einfällt, da kann die christliche Gemeinde solche Zustände nicht mehr tragen. Der 6. Satz des Kommissionsantrages gibt in zarter Übergehung von einzelnen Vorgängen einen dem Kirchenregiment geltenden Wink: Landgraf, werde hart. Handle nach deinen schönen Grundsätzen. Auf diesen vorsichtig gefaßten Vorwurf bedarf es einer deutlichen Antwort. Der Oberkirchenrat hat im Fall Fischer nach diesen Grundsätzen gehandelt; sein Vorgehen war durchaus angebracht. (Der Redner verliest zum Beweis einige Abschnitte aus dem Erlaß des Ev. Oberkirchenrats vom 16. März (vergl. Beil. Nr. 14). Das Kirchenregiment hat stets fest nach den dargelegten Grundsätzen gehandelt. Wer die Aufgabe hat, ein großes Schiff in engem Fahrwasser mit Klippen rechts und Sandbänken links durchzuführen, der muß in fester Erkenntnis des jeden Augenblick Notwendigen je nach Wind und Wellengang das Steuer bald mehr rechts, bald mehr links hin wenden. Wenn er aber sich dabei des Zieles und sicheren Kurses wohl bewußt ist, darf man ihm darob nicht eine schwankende Haltung vorwerfen. Das ist vielmehr ein Zeichen der Festigkeit. Manchmal fällt die Entscheidung in solchen zarten Fragen sehr schwer, doch darf man überzeugt sein, daß das Kirchenregiment immer im Auge hat, so weit es in seinen Kräften steht, die Ordnung in der Kirche auf dem Gebiete der Lehre zu schützen. Vertrauen kann nicht erbeten werden, es muß geschenkt werden. Aber um eins darf ich bitten: weniger Kritik, aber mehr Fürbitte. Der Oberkirchenrat hat mit neun Konsistorien zu tun; er sieht, daß die Anwendung der Grundsätze hier und da verschieden erfolgt. Manchmal mußte ein Konsistorium ermahnt werden zum Eingreifen, ein anderes gehalten werden, daß es noch nicht Zeit zum letzten Vorgehen sei. Vor sechs Jahren erst ist in Pommern ein Fall der Dienstentlassung vorgekommen, vor etwa 25 Jahren in der Provinz Brandenburg (Fall Kalthoff). Als beim Fall Hoßbach die Beunruhigung bis an die Stufen des Thrones gelangte, schrieb v. Bethmann-Hollweg an den Redner: „Das Kirchenregiment muß von den freigerichteten Geistlichen fordern, daß sie die Gemeinden erbauen mit dem, was sie von der Kirchenlehre sich aneignen können, daß sie sie aber nicht mit dem ärgern, was sie in der Kirchenlehre bestreiten." Dies weise Wort ist mir seitdem zur Regel geworden. Beim Oberkirchenrat herrscht der Grundsatz, erst dann einzuschreiten, wenn ein Pastor öffentlich hervorgetreten ist mit Leugnung oder Bestreitung der christlichen Heilswahrheit. Allerdings braucht das Ärgernis nicht notwendig gerade in der Gemeinde hervorgerufen zu werden, in der der Betreffende seines Amtes waltet. Es kann auch weiteren Kreisen gegeben sein. In keinem Falle aber will der Oberkirchenrat auch nur den Schein erwecken, als

ob die Minderheit vergewaltigt werden solle oder er selbst sich auf Seite einer kirchlichen Partei stellen wolle. Es kann dahin kommen, daß eine Trennung eintritt. In einzelnen Kreisen ist schon Neigung dazu. Man sollte aber den Oberkirchenrat nicht in der Presse zu bestimmter Stellungnahme drängen wollen; ohne genaue Kenntnis jedes Einzelfalles ohne Abwägen der persönlichen und örtlichen Verhältnisse, ohne Erschöpfung der seelsorgerlichen Einwirkung läßt sich kein gerechtes Urteil fällen; und allzu scharfe Maßregeln stehen im Widerspruche zum erziehlichen Berufe der Kirche. — Der Oberkirchenrat wird auch ferner festhalten an den Grundsätzen, die er am 16. März 1905 in seinem Erlasse ausgesprochen hat.

Auf der Provinzialsynode von Posen stellte die Mehrheit auf Grund eines Antrages der Kreissynode Krotoschin folgenden Antrag durch ihren Referenten Graf von der Goltz-Czaycze:

Gegenüber der Leugnung von Hauptstücken des evangelischen Bekenntnisses, durch welche von Geistlichen der Landeskirche Ärgernis gegeben worden ist, spricht die Provinzialsynode die Erwartung aus, daß evangelische Geistliche, die die Grundlage unseres evangelischen Glaubens verloren haben, um der Wahrhaftigkeit willen ihr Amt niederlegen. Wo aber amtlich oder außeramtlich entgegen dem klaren Ordinationsgelübde diese notwendige Grundlage der Kirche wie des guten Namens des geistlichen Standes verleugnet wird, wolle das Kirchenregiment in Uebereinstimmung mit dem Erlaß des Evangelischen Oberkirchenrats vom 16. März d. J., nach vergeblicher Anwendung seelsorgerischer Mittel die Entfernung solcher Geistlicher aus dem Amte in die Wege leiten. Die Provinzialsynode bittet die evangelischen Christen der Provinz Posen, sich nicht durch schrift- und bekenntniswidrige Lehren in der Treue gegen die Landeskirche wankend machen zu lassen, sondern unentwegt festzuhalten an dem Glauben, für den unsere Väter gelitten haben, und sich in einem Geiste zu erbauen auf dem Grunde der Apostel und Propheten, da der Eckstein ist Jesus Christus, der eingeborene Gottessohn, unser Heiland und Erlöser hochgelobt in Ewigkeit. Hiermit erklärt Provinzialsynode den Antrag der Kreissynode Krotoschin für erledigt.

Für die Minderheit der Synode befürwortete Professor D. Kawerau (Mittelpartei) folgenden Gegenantrag:

Provinzialsynode spricht ihre Überzeugung aus, daß, wie die Kirche nur auf den einen Grund, Jesum Christum, den für uns gestorbenen und wahrhaftig auferstandenen Heiland, den eingeborenen Sohn Gottes, gegründet ist, so auch keine Lehre in ihr ein Recht hat, die diesen ihren Grund verrückt oder leugnet.

Sie dankt Gott dem Herrn dafür, daß die Gemeinden der Provinz bisher vor der Verwirrung durch eine den Grund unseres Glaubens umstoßende falsche Lehre bewahrt worden sind.

Sie dankt dem Evangelischen Oberkirchenrat für die im Bescheid vom 16. März d. J. dargelegten festen und klaren Grundsätze über die Grenzen der Lehrfreiheit unserer Kirche.

Sie hegt das feste Vertrauen, daß die mit der Aufsicht über das Lehramt in der Kirche betrauten Behörden, sofern es seelsorgerlicher Weisheit nicht gelingt, durch falsche Lehre entstehendes Ärgernis zu verhüten, die Gemeinden wirksam zu schützen wissen werden, daß nicht das Recht der Geistlichen auf freie Forschung zu einem die Glaubensgemeinschaft der Kirche zerstörenden Angriff auf die unveräußerlichen Grundlagen unseres Glaubens mißbraucht werde.

Der Antrag Kawerau wurde gegen 12 Stimmen abgelehnt. Für ihn stimmte auch ein Teil derjenigen Mitglieder, die sich vorher für den Antrag Krotoschin erklärt hatten.

Die Provinzialsynode von Westpreußen nahm einstimmig folgenden Antrag an:

Die Provinzialsynode bekennt sich einmütig zu der Offenbarung Gottes in seinem eingeborenen Sohn Jesus Christus und hegt das Vertrauen, daß unsere Kirchenbehörde das gute Recht der Gemeinde auf dieses Bekenntnis gegen grundstürzende Irrlehren tatkräftig schützen wird.

Die Evangelische Vereinigung (Mittelpartei) verteilte gedruckt folgende Erklärung:

I. Die Evangelische Vereinigung hätte bei dem zweiten Teil des Kommissionsantrags am liebsten die Worte „nach wie vor" hinter „Vertrauen" eingefügt gesehen. Um jede Mißdeutung auszuschließen, als könne an einer entsprechenden Haltung unserer Kirchenbehörden je gezweifelt werden. Vielmehr leitet sie aus dem bisherigen Vorgehen unserer Kirchenbehörden die gewisse Zuversicht ab, daß sie auch in Zukunft etwaige kirchliche Lehrschwierigkeiten in einer Weise regeln werden, die ebenso sehr der evangelischen Wahrheit wie der evangelischen Freiheit entspricht. Um aber die Einmütigkeit des Synodalbeschlusses nicht zu stören, begnügt sie sich damit, legt aber auch ganz besonderen Wert darauf, daß diese ihre Überzeugung klar zum Ausdruck gebracht werde. II. Die Evangelische Vereinigung hätte gewünscht, daß vor „grundstürzend" das Wort „religiös" eingefügt wäre, um ausdrücklich der Mißdeutung zu begegnen, als sollten damit auch solche Differenzen getroffen werden, die lediglich theologisch-wissenschaftlicher Natur sind. Aus dem oben angegebenen Grund begnügt sie sich aber auch in diesem Fall damit, daß diese Verwahrung ausdrücklich zur Kenntnis der Synode gebracht werde.

Nachrichten.

Generalsuperintendent D. Faber hat die Feier des Jubiläums des Christlichen Zeitschriftenvereins zu einer Äußerung über die Bekenntnisfrage benutzt, die wir nach den Zeitungsmeldungen wiedergeben: Wir Leute, die wir auf dem Bekenntnisse stehen, haben nicht die Absicht, das Christentum zu kristallisieren. Wir wissen, daß das Christentum ein Organismus ist, und daß Gott selbst es bezeichnete als einen Baum, der erwächst. Aber wenn uns jemand die Herzwurzel aus diesem Baume herausschneiden will, so können wir das nicht leiden. Da müssen wir das Wort in die Faust nehmen! — Die Versammlung stimmte hier mit einem spontanen lebhaften Bravo zu. Es ist ja ein schönes Wort, das man gesagt hat, fuhr D. Faber etwa fort, daß man tiefer graben soll, um zu dem Punkte zu gelangen, bei dem man einig ist. Aber dieses „Tiefergraben bis zur Einigkeit" hat seine Grenzen. Wenn jemand sagt: Christus ist auferstanden! und der andere meint: Christus ist nicht auferstanden! so gibt es kein Tiefergraben mehr. Oder wenn der eine sagt: Es gibt einen persönlichen Gott! und der andere erklärt: es giebt keinen persönlichen Gott, so ist auch hier kein Tiefergraben mehr: da gibt es keine Verständigung mehr. — Wir registrieren diese Bemerkung, aber wir gehen nicht auf sie ein, weil sie unverständig ist.

Theolog. Kursus in Jena. Der von den Thüringer Pfarrervereinen veranstaltete, am 2. und 3. Oktober in Jena abgehaltene theologische Kursus hatte eine große Beteiligung gefunden; 133 Namen wies die Teilnehmerliste auf. Die Referate der drei Professoren, die sich zu Vorlesungen bereit erklärt hatten, wurden mit großem Interesse und lebhafter Dankbarkeit aufgenommen. Auch aus dem Munde von Theologen, die die theologische Stellung der Vortragenden nicht teilten, konnte man den Ausdruck warmer Anerkennung vernehmen. Wiederholt wurde es ausgesprochen, wie hohe Befriedigung es gewähre, sich mit Dozenten auseinanderzusetzen und zu verständigen, die ihre Forschungsergebnisse so lichtvoll, besonnen und religiös warm darbieten, wie es die Jenaer Professoren taten. Kirchenrat Professor D. Wendt führte ein in das in neuerer Zeit wieder mehr als früher in den Vordergrund getretene Problem der Offenbarung; Professor D. Bäntsch erörterte in überzeugender Weise die Zusammenhänge zwischen den Ansätzen zum Monotheismus, wie sie sich im alten Orient, besonders in Babylon, finden, und dem Monotheismus Israels; Prof. D. Thümmel kritisierte den jetzt üblichen liturgischen Aufbau des sonntäglichen Hauptgottesdienstes und gab Richtlinien für eine einfachere und der Gemeinde verständlichere Gestaltung der Sonntagsliturgie. — An die Referate knüpften sich ausführliche Besprechungen an, mit deren Leitung der Vorsitzende des Weimarischen Pfarrervereins betraut wurde. Die Frage, ob der Kursus wiederholt werden solle, wurde einmütig bejaht und schon der Herbst 1906 dafür bestimmt. Um die Vorbereitungen wurde wieder der Weimarische Pfarrerverein ersucht. Trotz der geringen Einschreibgebühr von zwei Mark ergab die Abrechnung einen erheblichen -berschuß. Aus diesem wurden 100 Mark als Festgabe für die Hamburger Generalversammlung des Evangelischen Bundes zum Besten der Evangelischen Bewegung in Österreich bestimmt.

Bekenntniszwang und Jünglingsvereine. In Colmar haben die Delegierten des Elsaß-Lothringischen Jünglingsbundes getagt. Der bisherige § 1 enthält den Passus: „Die christlichen Jünglingsvereine haben den Zweck, Jünglinge zu vereinigen, die . . . an Jesum Christum glauben als ihren Herrn und Heiland." Eine Strömung im Bunde befürwortete die Aufnahme der in Paris beschlossenen Fassung des Weltverbandes: „die Jesum Christum als ihren Heiland und ihren Gott bekennen, wie die heilige Schrift es lehrt." Diese Fassung wurde mit 31 Stimmen gegen 21 angenommen und es ist kein Zweifel, daß unter den 21 manche sind, die nur aus Weitherzigkeit für die ältere Fassung stimmten, obgleich sie mit der neuen Fassung durchaus übereinstimmen, fünf nicht vertretene Vereine hatten sich auch für die neue Fassung ausgesprochen. — Je kirchentümlicher die Jünglingsvereine werden — umso weniger volkstümlich werden sie sein — und umso weniger wirkungsfähig. — Übrigens bemerken wir hier, daß sich Generalfeldmarschall Graf Haeseler auf der Brandenburgischen Provinzialsynode gegen die weichliche Bezeichnung „Jünglingsvereine" erklärte. Mit gutem Recht!

Die **evangelisch-wissenschaftliche Vereinigung in Westpreußen** hielt am Montag, den 6. November, in Marienburg ihre Herbstversammlung ab. Es standen zunächst einige geschäftliche Angelegenheiten zur Verhandlung, vor allem die Frage des Anschlusses an die „Freunde der Christlichen Welt" oder an die „Landeskirchliche evangelische Vereinigung". Man wurde sich nach längerer Beratung dahin einig, daß die Frage des Anschlusses noch auf ein Jahr zu vertagen sei. Inzwischen wolle man in der bisherigen Weise fortfahren, durch Vorträge die Gedanken des freien Prote-

stantismus in die breiteren Kreise zu tragen. Der Vorstand wurde durch Zuwahl von Professor Gruber-Marienburg (Kassenführer) und Gymnasial-Direktor Scotland ergänzt. Die nächste Versammlung soll im April in Graudenz stattfinden. — Nach Erledigung der geschäftlichen Angelegenheiten hielt der Vorsitzende, Pastor Falck-Elbing, einen Vortrag über: „Pfleiderers Entstehung des Christentums", der einen lebhaften Meinungsaustausch unter den Erschienenen hervorrief.

Ein Scherzwort des Kaisers zum rheinischen Generalsuperintendenten D. Umbeck teilt die „Tgl. Rdsch." Nr. 265 nach dem „Kreuznacher Generalanzeiger" mit: In der gestrigen Wochenversammlung des hiesigen Evangelischen Vereins machten die Herren Gymnasialdirektor Lutsch-Kreuznach und Superintendent Simon-Niederhausen u. a. auch einige Mitteilungen über den bisher nicht bekannt gewordenen Verlauf einer Audienz, die Generalsuperintendent D. Umbeck im September in Koblenz beim Kaiser hatte. Herr D. Umbeck hatte in diesem Sommer das Malheur gehabt, auf einer Erholungsreise in den Alpen abzustürzen und sich nicht unerheblich am Kopfe zu verletzen. Die Narben waren zur Zeit der Tagung der Provinzial-Synode in Neuwied noch deutlich zu sehen. Als nun Herr Umbeck in Koblenz vom Kaiser empfangen wurde, fielen diesem die Wundmale an der Stirn auf. Er richtete an Herrn D. Umbeck die Worte:

„Was haben Sie denn da für famose Schmisse, Herr Generalsuperintendent? Das ist sicher die Ecclesia militans!"

Generalsuperintendent Umbeck erwiderte: „Nein, Majestät, ich bin gefallen und hätte mir beinahe den Hals gebrochen."

Da besah sich der Kaiser den Hals des Generalsuperintendenten und sagte aufgeräumt: „Das Genick bricht nicht!"

Ein Wort Luthers zur Taufpraxis, die durch den Fall Mauritz zur Diskussion gestellt war und erneuertes Interesse hat durch eine Verfügung des Preußischen Oberkirchenrates, die die Entscheidung des Bremer Senats den Geistlichen mitteilt:

Man macht die Frkft. Ztg. aufmerksam, daß Luther in seiner 1520 erschienenen Schrift „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche" (Luthers Werke, 2. Band, Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn, S. 435) sagt:

„Ferner verdammen es andere, indem sie sich töricht auf den Buchstaben versteifen, wenn man spricht: „ich taufe Dich im Namen Jesu Christi, während doch gewiß ist, daß die Apostel (Apostelgeschichte 2.38, 10.48, 19.5, Gal. 3.27) in dieser Form getauft haben, wie wir in der Apostelgeschichte lesen, und wollen, daß fortan keine andere Taufformel gültig sei, als diese: „ich taufe Dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen." Aber sie streiten vergeblich; denn sie beweisen nichts, nur ihre Träume bringen sie vor. Wie immer die Taufe erteilt wird, wenn sie nur nicht in eines Menschen Namen, sondern im Namen des Herrn erteilt wird, so macht sie wahrhaft selig, ja, ich zweifle nicht, daß, wenn sie Jemand im Namen des Herrn empfängt, er wahrhaftig im Namen des Herrn getauft ist, selbst, wenn ein gottloser Geistlicher sie nicht im Namen des Herrn erteilt. Denn die Kraft der Taufe liegt nicht so sehr in dem Glauben und Gebrauch des Vollziehenden, als in dem des Empfangenden. . . . Solche und ähnliche Schwierigkeiten haben uns die verursacht, die auf den Glauben gar kein Gewicht, auf die Werke und äußeren Formen alles Gewicht gelegt haben; während wir doch dem Glauben allein alles und den äußeren Formen nichts verdanken. Der Glaube macht uns im Geiste frei von all solchen Gewissensbedenken und Meinungen."

Auf Luthers Lehre pochen sie, aber zu seinem Glauben können sie sich nicht aufschwingen. Die Form und die Formel, die muß es tun.

Eine Laienforderung an die liberalen Geistlichen. Die „Frankfurter Oder-Zeitung" schreibt am 3. November 1905: All die Geistlichen, namentlich die jüngeren, die unter den Einflüssen der modernen theologischen Forschung stehen, nehmen in ihrer Verkündigung Rücksicht auf die Kirchenbesucher, die fest am kirchlichen Herkommen halten; sie dürfen sich nicht offen hervorwagen, wollen sie nicht immer wieder den Skandal hervorrufen, der den an sich milden und die Bekenntnisnotlage anerkennenden Oberkirchenrat vor eine hochnotpeinliche Entscheidung stellt. Eben diesen Skandal wollen sie aus Friedensinteresse vermeiden! Es fehlt aus demselben Grunde auch in unabhängigen Professorenkreisen an Leuten, die mannhaft für ein modernes kirchliches Programm in der Öffentlichkeit auftreten.

Der Beschluß der brandenburgischen Provinzialsynode zeigt, daß die kirchliche Rechte von dieser Friedensliebe nichts wissen will. Sie tritt für robustes Zugreifen und für kurzen Prozeß gegen alle diejenigen ein, die das Physisch-Wunderbare an der Person Christi nicht mehr als die (oder doch zum mindesten eine) Hauptsache im Christentum bekennen wollen. Und hier taucht die Frage auf: Werden im Bewußtsein ihres guten Rechts und ihrer unumstößlichen Überzeugung von der Wahrheit und Wahrhaftigkeit ihrer Sache die angegriffenen Geistlichen weiter in der passiven Opposition verharren? Die Herausforderung der Synode beweist, daß sie nichts, gar nichts von einer „Weiterbildung" der überlieferten Glaubensformen wissen will. Für sie heißt die Devise vielmehr: Rückbildung alles dessen, was sich von modern-theologischer Aufklärung in die Kirche eingeschlichen hat. Ob sie die Zahl derer weiter vermehrt, die die starren Bekenntnisformeln der Kirche und damit häufig überhaupt der Religion entfremdet haben, ist ihr gleichgültig. So steht die evangelische Geistlichkeit Brandenburgs von neuem vor schweren Kämpfen. Die Orthodoxie hat gesprochen. Unseres Erachtens darf der angegriffene Teil nicht schweigen, sondern muß klarer und überzeugender reden als bisher, wenn er das Vertrauen der Öffentlichkeit nicht verlieren will, daß er der Verfechter der Ideale religiöser Freiheit und Innerlichkeit des Protestantismus im 20. Jahrhundert ist, daß er nicht nur die Kraft zum Zerstören alter, sondern auch zum Auferbauen neuer geläuterter Glaubensformen des deutschen Protestantismus in sich fühlt.

In Sachen des Volksbundes. Der Volksbund zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild, dessen Geschäftsstelle sich Berlin NW. 87, Beusselbrücke, befindet, hat eine zweite, von dem unermüdlichen Otto von Leixner verfaßte Flugschrift erscheinen lassen. Aus ihr geht von neuem hervor, wie notwendig dieser Kampf ist und von wie gesunden Grundsätzen der Volksbund sich dabei leiten läßt. Das Vorgehen ist auch nicht ohne Erfolg geblieben. Die Flugschrift kann berichten: Schon heute ist der Handel mit schweinischen Photos, mit entsprechenden Büchern, die nichts als Unzuchtsvorgänge, oft der wahnsinnigsten Art, behandeln, und mit anderen Dingen, die nicht einmal angedeutet werden können, zum Teil lahmgelegt. Und das ist das Verdienst der Angriffe, die zuerst in der „Täglichen Rundschau" erschienen sind und dann vom Volksbunde erneuert wurden. In ihnen wurde auf die Hauptquelle der Vergiftung hingewiesen, auf den Anzeigenteil des „Kleinen Witzblattes", des „Satyr", des „Simplicissimus" usw. Aus ihnen sind jetzt fast alle Anzeigen von „Photos" und „amüsanten Chosen" verschwunden, und nur wenige der Ehrenmänner und Ehrenfrauen aus Berlin, München, Hamburg, Wien, Barcelona, Madrid, Genua, vor allem Paris, zeigen in ihnen versteckt ihre Waren an. Die Behörden haben hier in der Stille oft reinen Tisch gemacht und besonders im Laufe des zweiten Halbjahrs 1904 viele Hunderte jener postlagernden Sendungen mit Bildern, Büchern und Verzeichnissen mit Beschlag belegt und vernichtet, außerdem Händlern, wie noch jüngst in der Berliner Passage, geheime Lager dieser „Chosen" ausgeräumt. Es sind Lastwagen voll gewesen. Gerade unsere Jugend ist es, an die die Händler sich mit ihren Schmutzwaren in ebenso schamloser wie raffinierter Weise herandrängen und die lediglich aus Gewinnsucht innerlich zu vergiften man sich nicht scheut. Dem Volksbund gehören Männer der verschiedensten Parteien und Richtungen an. Seine Bestrebungen verdienen allseitige Unterstützung.

Braunschweig. Am 1. November hielt hier der freie kirchliche Verein seine Jahresversammlung ab. Der Charakter dieses Vereins trat gleich zu Beginn der Tagung deutlich hervor in der allseitigen Zustimmung zu der bekannten Erklärung des Protestantenvereins vom 10. Oktober d. Jrs. Einer der Führer der Liberalen auf der Landessynode, Pastor Böhme, referierte über die Tätigkeit der letzten Synode. Mit Bedauern stellte er fest, daß fast alle von liberaler Seite ausgesprochenen Wünsche kein Gehör fanden. So wurde der Wunsch, die Kirchengemeinden unabhängiger von den politischen Gemeinden zu machen, wiederum nicht erfüllt. Abgelehnt wurde ebenfalls der Antrag, den Gemeinden, nicht das freie Pfarrerwahlrecht, wohl aber das Recht, bei der in fast allen Gemeinden üblichen Ernennung des Pastors durch die Behörde auch ihre Wünsche erfolgreich zu vertreten. Es fehlt eben auch hier noch viel, bis die Synode eine Vertreterin des evangelischen Volkes wird. Es gilt, wie hervorgehoben wurde, vor allem auf dem Lande ein größeres Verständnis und Interesse für Vermehrung der Gemeinderechte zu verbreiten. Pastor von Hauffstengel referierte dann über „Reform der Abendmahlssitten, insbesondere Einführung des Einzelkelches". Referent führte aus, daß wir uns immer noch von der katholischen Auffassung des Mahles als eines „mysterium tremendum" beeinflussen lassen, während es nach altkirchlicher und protestantischer Auffassung ein Freudenmahl und eine Gemeinschaftsfeier ist (εὐχαριστία, convivium). Es beeinträchtigt die Feier, wenn sie an den Schluß des Gottesdienstes verlegt wird, als ein Anhängsel einer längeren Predigt. Unevangelisch sei die Feier am Altar als einer besonders heiligen Stätte. Das Unruhige, das der „Prozession" zum Altar anhafte, störe die Feierlichkeit. Die Zeremonie des Steckens der Oblaten in den Mund und des Ansetzens des Kelches an die Lippen des Feiernden erinnern mehr an das Verabfolgen einer Medizin durch den Arzt. Vor allem halte der Gebrauch des Gesamtkelches aus ästhetischen und sanitären Gründen viele kirchlich Gesinnte vom Mahle fern. Der Einzelkelch sei einzuführen. Der Vorsitzende, Kommerzienrat Hauswaldt, meint, die Behörde würde die Einführung des Einzelkelches nicht genehmigen. Er schlägt daher vor, um überhaupt einen Schritt weiter zu kommen, nur gewisse Gruppen von Feiernden, die mit einander bekannt oder befreundet sind, zu einem „Gruppenkelche" zuzulassen. Pastor Heydecke erläutert einen von ihm erfundenen Kelch mit abnehmbarem Rand. Die Versammlung spricht sich schließlich dahin aus: Wir erkennen einen Notstand in der Benutzung des Gesamtkelches an. Zur Beseitigung desselben sind mehrere Wege vorgeschlagen, Einzelkelch, Heydeckescher Kelch und Gruppenkelch. Eine Entscheidung wird der nächsten Jahresversammlung vorbehalten!

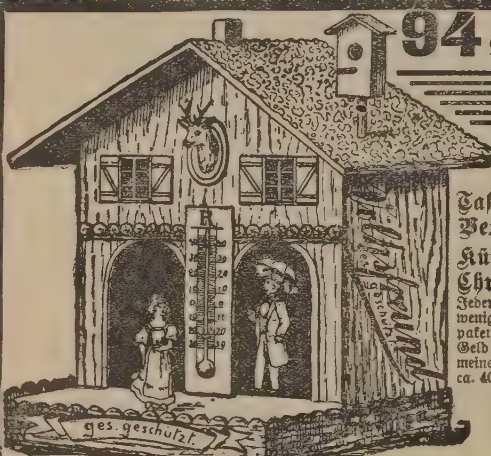
Nassau. Die „Frankf. Zeitung" vom 8. November teilt mit: Nach wiederholter Verhandlung gelangte heute der Prozeß des preußischen Fiskus gegen den nassauischen Zentralkirchenfonds wegen Zahlung des Gehaltes des Generalsuperintendenten des Konsistorialbezirks Wiesbaden zur Entscheidung. Die Einstellung der Gehaltszahlung beruhte auf einem Beschluß der Bezirkssynode

des Konsistorialbezirks, die davon ausging, daß der Generalsuperintendent Staatsbeamter sei und der Staat, wie in den alten Provinzen, so auch in Nassau zur Zahlung dieses Gehaltes verpflichtet sei. Das Landgericht billigte diesen Standpunkt und wies die Klage des Fiskus ab.

Aus der Schweiz. Die Zürcherische Kirchensynode, bestehend aus 98 Geistlichen und 61 Laien, um katholisch zu reden, hat beschlossen, der katechetisch-pädagogischen Ausbildung der Pfarrer größere Aufmerksamkeit zu schenken, ferner auf Antrag des Kirchenrates, volljährigen schweizer Bürgerinnen, welche der Landeskirche angehören, unter den notwendigen Vorbehalten als Mitglieder von kirchlichen Gemeindebehörden zu wählen und die vom Regierungsrat beantragte Erweiterung von Artikel 16 der Staatsverfassung vom 18. April 1869 dahin auszudehnen, daß die Wählbarkeit der Frauen in kirchliche Gemeindebehörden verfassungsmäßig festgestellt erscheine.

Deutsche Bücherei fürs protestantische Haus nennt die **Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins, Berlin**, S. 59, Hasenheide 59, ein Verzeichnis von **Lehrschriften, Erbauungsbücher, Unterhaltungslektüre** und **Jugendschriften**, das in diesen Tagen zur Versendung kommt. Zum Buchhändlerpreis bei portofreier Zusendung besorgt die Zentralstelle jedes Buch. Wer von unseren Lesern die „Bücherei" nicht bekommen hat, kann sie auf Bestellung sofort umsonst und portofrei von der Zentralstelle beziehen.

Die Auslandsgemeinden in Argentinien, Uruguay, Paraguay und Chile, die unter dem preußischen Oberkirchenrat stehen, werden zur Zeit in dessen Auftrag von Oberpfarrer Voit aus Lippehne, der selbst 16 Jahre Auslandspfarrer war, besucht.



94 ₰ Christbaumgeläute Engelfreut, wie Abbild., als Baumspitze u. Tischgeläute zu benutzen. Das beste Geläute der Gegenwart. Kaufen Sie nur Engelfreut und stellen es jedem anderen Geläute gegenüber. Sie werden Engelfreut als das allerbeste und schönste finden. Vom Kaiserlichen Patentamt geschützt.
Volksfreund-Wetterhaus, neu verbessert, wie Abbild., mit Thermometer unter Garantie, daß jedes Stück genau jede Veränderung anzeigt, ca. 20 cm hoch.
Taschenmesser mit 2 Ia. Stahlklingen u. Korkzieher, hochfeine Qual.
Scheere, weltberühmte Kaiser Friedrich-Scheere, aus gutem Stahl, vernickelt und vergoldet.
Taschenfernseher oder Theaterglas u. Leseglas neu patentamtlich geschützt.
Vexirbörse echt Rindleder mit Innentasche 8½ cm hoch, 9 cm breit nur von Eingeweihten zu öffnen.
Künstler-Mundharmonika mit 20 Stimmen oder 40 Töne in Etuis.
Christkindchen oder Weihnachtsmann großartig schön.
Jeder der obigen Gegenstände kostet 94 ₰ bei Bestellung v. mindestens 10 St., bei weniger als 10 St. à 97 ₰ Porto, Kistchen u. Verpackung 90 ₰ extra für jedes Postpaket. 1 Postpaket kann enthalt. 12—20 St. Versandt per Nachnahme. Kein Risiko. Geld zurück, wenn nicht gefällt. **Gratis** versende an Jedermann ohne Kaufzwang meinen illustr. Haupt- u. Weihnachtskatalog m. wundervoll Weihnachtsartikeln 2c. ca. 4000 Nrn. u. Abbildungen, viele Neuheiten von Solinger Stahlwaren 2c. 2c.
Weltbekannte Stahlwarenfabrik und Versandthaus
Friedrich Wilhelm Engels
Nümmen-Gräfrath bei Solingen.
(meine Adresse bitte voll und ganz zu schreiben.) № 406.

Flügel Pianinos Phonola **Julius Blüthner** Berlin W. Potsdamerstrasse 27 b.

In unserem Verlag erschien und ist durch alle Musikalienhandlungen erhältlich:
Choralbuch
60 Choräle, vierstimmig gesetzt und mit Vor- und Zwischenspielen bearbeitet von
Karl Seiffert, op. 20.
Preis 3 Mark.
Schweers & Haake, Bremen.

Kampf und Arbeit
des freien Christentums in Deutschland
1. Heft. 4 Bogen 50 Pf.
Die kirchliche Lage und der Protestantenverein von D. Paul Kirmss
Beigabe: Die letzten Kundgebungen der kirchlichen Parteien und Gruppen:
Protestantenverein — Freunde der Christl. Welt — Evangelische Vereinigung — Bekenntnisfreunde — Konfessionelle Gruppe — Positive Union — Eisenacher Bund — Stille Vereinigung.
Gebauer-Schwetschke Druck u. Verlag m. b. H. Halle a. S.

Dr. C. ERNST
Kunstanstalt für Kirchenschmuck
BERLIN W. 8,
Kronenstrasse 24.
Muster und Abbildungen kostenlos.

Martin Bücking: Rektor Siebrand
Eine Erzählung aus der Elbmündung.
Broschiert ℳ 3.—, gebunden ℳ 4.—
Von orthodoxer Seite („Alter Glaube", „Hannov. Pastor.-Korresp.", „Ev.-luth. Wochenbl." u. a. m.) wird dies Buch in spaltenlangen Artikeln maßlos angefeindet. Man lese das Buch selber!
— Erste Auflage in drei Wochen vergriffen. —
Bremen. Niedersachsen-Verlag von Carl Schünemann.

Brause-Feder Nr. 112
mit abgerundeter Spitze,

berühmte Bürofeder. Preis d. Grs. 2 Mk. — Überall vorrätig, wo nicht, direkt und portofrei ab Fabrik.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Bremer Orgelbau-Anstalt
Kirchen- und Salon-Orgeln
Wartburgstrasse 84.
Ernst Gehlhar,
Orgelbaumeister.

Der heutigen Nummer liegen Prospekte der Firmen Greiner & Pfeiffer, Verlag, Stuttgart, der Jos. Köselschen Buchhandlung, Kempten, und des Niedersachsen-Verlages Carl Schünemann, Bremen, bei.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Vom Büchertisch.

Die Heilige Schrift nach der Übersetzung Dr. Martin Luthers im Auszuge und mit kurzen Erläuterungen zum Volks- und Hausgebrauch, herausgegeben von D. Dr. Herm. L. Strack, Professor der Theologie, und Karl Voelker, Rektor a. D. Mit Abbildungen und Karten. Gr. Oktav, geb. 2 Mk. Das Alte Testament allein 1,20 Mk. Theodor Hofmann. Leipzig 1905.

Die Heilige Schrift im Auszuge zum Volks- und Hausgebrauch — es ist nur aus der bekannten zähen Schwere gegenüber aller Entwicklung in den kirchlichen Dingen zu verstehen, daß dies uns nicht schon etwas ganz selbstverständliches ist. Und zwar nicht bloß, wie es hier in dem Vorwort heißt, weil vieles in der Bibel „der Erbauung und dem Verständnis der Heilsgeschichte nicht unmittelbar“ dient, sondern vor allem auch, weil die vielfältige nackte Behandlung und Herbeiziehung geschlechtlicher Dinge, seinerzeit unanstößig, uns Ärgernis geben muß, und zwar um der sittlichen Entwicklung willen, die eben aus dem Geiste der Bibel hervorgegangen ist. Wenn wir nicht irren, hat der Verlag früher schon sich in dieser Richtung verdient gemacht durch Herausgabe einer „Schulbibel“. Es ist übrigens von freisinniger kirchlicher Seite aus in diesem Sinne von Anfang an gearbeitet worden und wir besitzen die Schweizer „Familienbibel“, 1887 erstmalig erschienen in Glarus bei Tschudy Aebly. Über die Auswahl kann man natürlich streiten, wir würden z. B. die Geschichte von Noahs Trunkenheit und von Lots Töchtern, auch wenn sie so dezent erzählt wird, wie hier, für überflüssig halten. Hervorgehoben soll sein, daß z. B. in den schwierigen Stellen des Römerbriefes große Sorgfalt auf die möglichste Herstellung der Verständlichkeit auch für Laien verwendet ist, weit hinaus über das, was der sogenannte revidierte Luthertext in der jetzt im kirchlichen Gebrauch stehenden deutschen Bibel bietet. Ob der „kurze Unterricht“ A. H. Franckes wieder mitgegeben werden mußte, anstatt einer Einführung ins Bibellesen aus unserer Zeit, ist uns zweifelhaft, eins aber ist uns hinderlich: Der an sich so rühmliche „Anhang“ von allerlei dienlichen Beigaben, wie Karten, Abbildungen, Wortregister und Erklärungen 2c., ist in den Abschnitten, die Geschichts-Auffassung und Deutung enthalten, ganz orthodox-traditionell gefaßt, ohne jede Spur einer kritischen Anschauung. Das soll natürlich den Verfassern nicht verdacht sein, da sie es nicht anders konnten, aber es hindert uns daran, das Buch guten Muthes zu empfehlen.

Um so dringlicher machen wir unsere Leser auf folgendes Schriftchen aufmerksam, das sie zusammen mit dieser Volks- und Hausbibel sich anschaffen mögen:

Die Bibel, ihr Inhalt und geschichtlicher Boden. Ein Hülfsbuch von D. Dr. Paul Mehlhorn, Pfarrer an der evangelisch-reformierten Gemeinde in Leipzig. Sechste, verbesserte und vermehrte Auflage. 1 Mk. Leipzig 1905, bei Johann Ambrosius Barth.

Das Buch, das in 6. Auflage erscheint, ist bekannt genug, so daß ein näheres Eingehen darauf hier sich erübrigt. Der Inhalt der 93 Seiten ist von einer Reichhaltigkeit, die kaum etwas zur Sache vermissen läßt, und bei der dadurch natürlich gebotenen Gedrungenheit doch so schlicht und klar dargelegt, daß jedem Bibelleser damit gedient wird.

Als weiteres hochwillkommenes Hülfsmittel für eine wirkliche Beschäftigung mit der Heiligen Schrift, die zum rechten Verständnis ebensosehr, wie zur wahren Freude daran führen soll, erhalten wir soeben:

Bilderatlas zur Bibelkunde. Ein Handbuch für den Religionslehrer und Bibelfreund, bearbeitet von Schulrat Dr. Frohnmeyer und Dr. J. Benzinger. 501 Abbildungen mit erläuterndem Text. Kartonband 6 Mk. Leinenband 7,20 Mk. Stuttgart. Theodor Benzinger 1905.

Der Herausgeber hat recht, wenn er betont, daß in „möglichster Vollständigkeit“ und doch „enger Umgrenzung“ hier das „nötige Veranschaulichungsmaterial“ dargeboten wird und daß damit in der Tat eine Lücke ausgefüllt ist, die auch die „reich ausgestatteten Bilderbibeln und trefflichen biblischen Wörterbücher“ unserer Tage noch offen lassen. Der Stoff wird in fünf Abteilungen behandelt: Biblische Geographie, Geschichte Israels, Kultus, Alltagsleben der alten Israeliten, biblische Naturgeschichte. So ladet das Buch mehr zum zusammenhängenden Beschauen und Genießen ein und ermöglicht es, den Eindruck des Ganzen einheitlicher zu gewinnen, als es durch die zufällige Verteilung von Bildern im Texte und die alphabetisch geordnete Reihe der Erklärungen im Wörterbuche geschehen kann. Übrigens ist die Darstellung im Texte so gestaltet und mit Hervorhebungen der Namen und Bezeichnungen im Drucke ausgestattet, besonders im letzten Abschnitt, wo es auch am nötigsten ist, daß auch einer, der schnell etwas einzelnes sucht, sich leicht zurecht finden kann. Außerdem hilft die sorgfältige Inhaltsangabe. Ausstattung im ganzen und Einzelausführung in Bildern und Karten ist sehr fein.

Durch solche klare, natürliche und überzeugende Einbeziehung der Bibel mit ihrem Inhalte in die geographischen und ethnographischen, namentlich aber auch in die weltgeschichtlichen Zusammenhänge wird die Schrift befreit von der unserer Zeit nicht mehr verständliche Übernatürlichkeit und gewinnt an Stelle der im Zeitbewußtsein ganz unsicher gewordenen Autorität eines wunderbaren Gotteswortes das viel wichtigere Vertrauen zu ihrer religiösen Genialität, der die Gemüter sich frei hingeben können.

Dasselbe wird in anderer Beziehung erreicht durch ein neuestes Werk Aug. Wünsches:

Die Schönheit der Bibel. Erster Band: Die Schönheit des Alten Testaments. 25 Bg. gr. 8° 8 Mk., in Ganzl. 9,50 Mk., Halbfranz 10 Mk. Bei Eduard Pfeiffer. Leipzig 1906.

Auch hier ist, was sonst in Kommentaren, Vorträgen, Predigten usw. nur zufällig und vereinzelt entgegentritt, in Einem großen Zusammenhange und darum erst recht wirksam behandelt. In Wiederanknüpfung an Herders geniale Arbeit an der Schrift wird die Bibel hier zum ersten Male wieder unter den Gesichtspunkt der Schönheit gestellt. Es handelt sich unter Anerkennung und Berücksichtigung der Resultate kritischer Forschung und Untersuchung der für die Entstehung der Schriften so wichtigen geschichtlichen Zusammenhänge, wie sie z. B. die Assyriologie bietet, um die ästhetische Beleuchtung der biblischen Urkunden. Da das baldige Erscheinen der Bearbeitung des Neuen Testaments in Aussicht gestellt ist, behalten wir uns vor, ausführlich auf das Ganze demnächst einzugehen, um unsere Leser tiefer in die Bedeutung solcher Arbeit blicken zu lassen. Kein Zweifel, daß der Verleger mit Recht sich der Hoffnung hingibt, das Werk werde der Bibel wieder viele Freunde gewinnen, besonders „die Gebildeten unter ihren Verächtern ihr wieder zurückgeben“. Für jetzt geben wir nur das Inhaltsverzeichnis, um zu zeigen, wie umfassend und vielseitig die Arbeit und ihre Aufgabe ist.

1. Die Schönheit des Alttestamentlichen Schrifttums im allgemeinen.
2. Die Schönheit der Alttestamentlichen Geschichtsdarstellung.
3. Die Schönheit des Alten Testaments in seinen poetischen Schriften.
4. Die Prophetie des Alten Bundes in ihrer religiös-sittlichen und ästhetischen Bedeutung.
5. Die Schönheit in der Alttestamentlichen Volksdichtung.
6. Die Schönheit im Preislied der Machttaten Jahves an seinem Volke.
7. Die Schönheit der Maschal- (Parabel- und Fabel-) Dichtung im Alttestamentlichen Schrifttum.
8. Die Poesie der Fluch- und Segenssprüche im Alttestamentlichen Schrifttum.
9. Die Poesie der Trauer- und Klagelieder im Alttestamentlichen Schrifttum.
10. Die Poesie der Spottlieder im Alttestamentlichen Schrifttum.
11. Die Poesie des Todes im Alttestamentlichen Schrifttum.
12. Die Schönheit in der Naturpoesie des Alten Testaments.
13. Die Schönheit in der religiösen Poesie des Alten Testaments.
14. Wein, Gesang und Weib in der Alttestamentlichen Poesie.
15. Das Alte Testament in der bildenden Kunst.

Der evangelische Geistliche in der deutschen Vergangenheit, von Paul Drews. Mit 110 Abbildungen und Beilagen nach Originalen, größtenteils aus dem fünfzehnten bis achtzehnten Jahrhundert. (Monographien zur deutschen Kulturgeschichte. Herausgegeben von Georg Steinhausen. Band 12. Moderne Ausgabe.) Quart, 145 S. Eugen Diederichs-Jena 1905. Brosch. 4 M., geb. 5.50 M.

Den verehrten Pfarrfrauen wird dies Buch für den Weihnachtstisch ihrer lieben Pfarrherren herzlich empfohlen. Die Pfarrhäuser mögen daraus viel großes und schönes über den Stand des evangelischen Geistlichen erfahren, denn gleich die ersten Sätze der Einleitung reden von dem überragenden Anteil, den der evangelische Pfarrstand am geistigen Leben unseres Volkes genommen hat, „daß er am meisten für die kulturelle Entwicklung geleistet hat“. In der Tat ist ja eine stattliche Reihe der Besten unserer Nation auf allen Gebieten aus den evangelischen Pfarrhäusern hervorgegangen. Vor allem aber mag man das Luther-Zitat erwägen und beherzigen, das an der Spitze des ersten Abschnittes „Die Zeit der Reformation“ steht: „Es ist um das geistliche Amt jetzt ein ander Ding worden“ — d. h. nämlich zuerst negativ: es ist aus demselben ausgeschieden, was nur immer an römisch-priesterliches, an hierarchisch-herrschsüchtiges nach außen, unfrei im inneren — erinnern mag. Sehet zu, was alles da noch bei uns auszuscheiden ist. Vom innerlichsten — von der idealen Forderung an die Persönlichkeit und der hohen Aufgabe des Dienstes in der Religion — bis zum äußerlichsten — der Kleidung —, von den ernsten wissenschaftlichen Bedingungen und den didaktischen Forderungen bis zur sozialen Stellung und der ökonomischen Lage, in seiner hausväterlichen wie gemeindlich-pastoralen und kirchenrechtlichen Stellung, in den akademischen wie den bürgerlichen und gesellschaftlichen Beziehungen — wird der evangelische Pfarrerstand nach seiner geschichtlichen Entwicklung durch die Jahrhunderte seines Bestehens geschildert bis an die Schwelle des 19. Jahrhunderts. Also: die Zeit der Reformation, die Zeit der Orthodoxie, die Zeit des Dreißigjährigen Krieges und seiner Folgen, die Zeit des Pietismus, die Zeit

der Aufklärung, schließend mit Jean Pauls „Jubelsenior". Vom 19. Jahrhundert heißt es dann: es hat viele Schäden des Pfarrstandes geheilt, hat seine Wirksamkeit gewaltig umgestaltet, hat ihn gehoben, wie keine Zeit vorher. Aber ans Ziel ist auch dieser Stand noch nicht gekommen. Möchte das 20. Jahrhundert ihn um einen guten Schritt dem näher bringen! Die Ausstattung des Buches, namentlich in den Bilder und Beilagen scheint uns vortrefflich. M. F.

Fischer-Lette, Marie, Kinder der Bibel, für Kinder erzählt. Berlin, Franz Grunert. 104 S. 1.50 *M.*

Die Verfasserin hat in vorliegendem Büchlein eine Reihe von biblischen Geschichten in einer dem kindlichen Verständnis angepaßten Weise schlicht und einfach erzählt und sie mit kurzen, praktischen Nutzanwendungen versehen. Freilich bisweilen, wie auf S. 23, wo es im Hinblick auf die Juden heißt: „Sie sind das einzige Volk, das sich hermetisch gegen die Wahrheit verschließt" usw., wird doch das kindlich-naive Niveau gewaltig überstiegen. Die Verfasserin fühlt das auch selbst und schließt darum mit den Worten (S. 24): „Vielleicht, meine lieben Knaben, könnt ihr mir nicht folgen. Doch nehmt es in kindlich-gläubigem Herzen auf, was ich euch sage. Allmählich werdet ihr begreifen, was ihr jetzt glaubt." Im übrigen mag das Büchlein, wenn es mit Kritik benutzt wird, seine Dienste tun. A. König.

Max von Weißenthurn, Briefe einer Mutter. E. Piersons Verlag, Dresden. Preis 3 Mk.

Die Briefe sind eine Reihe ethischer Abhandlungen, unser modernes Frauenleben nach den verschiedensten Seiten behandelnd. Das Buch ist mit großem Fleiß und feinem Empfinden geschrieben. Ich möchte es besonders als Lektüre in Frauen- und Jungfrauenvereinen empfehlen. Die kurz und verständlich geschriebenen Briefe eignen sich gut zum Vorlesen und Besprechen. Else Bittlinger.

D. Otto Funcke, Reisegedanken und Gedankenreisen eines Emeritus. Verlag Stephan Geibel, Altenburg 1905. Gebd. 5 Mk.

Die Zahl der Freunde und Verehrer Funckes ist groß in den evangelischen Familien unseres Volkes und darüber hinaus. Für sie ist eine besondere Empfehlung des vorliegenden, aus dem Ruhestande heraus geschriebenen Buches nicht nötig. Es will eine Fortsetzung der beiden früher erschienenen Bände: „Fußspuren des lebendigen Gottes in meinen Lebenswegen" sein. Zunächst enthält es einen heiteren Reisebericht über Erlebnisse und Eindrücke, die der Emeritus von einer Evangelisationsreise in Schweden nach Hause gebracht hat. In munterer Darstellung ziehen anschauliche Bilder von Land und Leuten, sowie von dem religiösen und kirchlichen Leben in den verschiedenen Schichten der schwedischen Gesellschaft an dem Leser vorüber. Der zweite Teil des Buches enthält eine Fülle ernster und fröhlicher Gedanken über Vergangenes, Gegenwärtiges und Künftiges, geschöpft aus vierzigjähriger Amtserfahrung, getragen von weitherzigem, zuversichtlichem Glaubensgeist. Funcke hat verstanden, zu leben und aus dem Reichtum des Lebens sein eigenes geistiges Leben zu bereichern, und sich im Alter die Jugend zu bewahren. Er gehört zu den glücklichen Naturen mit sonnenhaften Augen, die gern nach der Sonnenseite hinaussehen und es nicht lange bei den Pessimisten aushalten. So steht er auch im gegenwärtigen Kampf der Meinungen, der das kirchliche Leben bewegt und viele ängstigt, als ein Hoffender, und zweifelt nicht an der siegenden Macht des Evangeliums. Eine erfreuliche Weihnachtsgabe für fröhliche Christen. M. Petran.

Lehmann-Hohenberg, Naturwissenschaft und Bibel. Costenoble, Jena 1904. 2 *M.*

Das Buch, dessen prononzierteste Forderung darin besteht, daß die künftigen Staatslenker nicht mehr einseitig durch die Schule der Geisteswissenschaften, sondern durch die Schule der biologischen Entwicklungslehre gegangen sein sollten, macht im ganzen den Eindruck, als sei es etwas ungeduldig geschrieben; es scheint, als ob den verhandelten Problemen, die nun einmal nicht über Nacht gelöst werden können, eine künstliche Aktualität verliehen werden solle. Lehmann versteht ja allem, was er schreibt, eine Spitze zu geben, — das macht seine Bücher unterhaltend — aber für einen Mann der Wissenschaft ist es doch eine gefährliche Sache, in das Reich der Tagesliteratur herabzusteigen. L. sollte seine Fäden etwas tiefer legen; dann würde er wohl auch sein Urteil über die „moderne" Theologie, besonders ihre historische Richtung, etwas vorsichtiger gestalten. Es könnte das der richtig verstandenen Grundtendenz seines Buches, die Macht der natürlichen und sozialen Bedingungen auch in der geistigen Menschheitsentwicklung zu betonen, nur förderlich sein. So, wie er schreibt, macht er seinen Gegern es allzu leicht, den Spieß umzukehren und gegen ihn zu richten.

Brauweiler. R. Planck.

Rudolf Otto, Naturalistische und religiöse Weltansicht. J. C. B. Mohr, Tübingen 1904. (Weinels Lebensfragen).

Die Anerkennung, welche die Kritik dem Buche gezollt hat, ist reichlich verdient, es ist mit nicht gewöhnlicher Gründlichkeit und Gediegenheit gearbeitet und gibt eine ungemein klare Anschauung von der derzeitigen geistigen Situation. Vieles, wie z. B. die Zurückweisung des psychophysischen Parallelismus ist auch direkt wissenschaftlich wertvoll. Das Buch reiht sich damit würdig in die Zahl der Lehrbücher ein, die der rührige Verlag hinauszusenden nicht müde wird.

Freilich entspricht es nicht ganz dem Obertitel: „Lebensfragen". Die ganze breite Mitte ist mit der Darlegung des dermaligen Standes der Naturwissenschaft in betreff der Entstehung des Lebens auf der Erde ausgefüllt. Angesichts der ersten und letzten Partien, die mit beinahe überraschender Stärke die Unableitbarkeit und Souveränität des Geisteslebens betonen, scheint jene wissenschaftliche Breite nicht ganz am Platze. Das riesige Material, das hier (z. B. in der ausgezeichneten Darstellung des Nervitalismus) aufgehäuft ist, hat schließlich für das Endresultat des Buches zu wenig Gewicht. Dagegen sind andere Aufstellungen, wie z. B. diejenigen R. Chr. Plancks, der den natürlichen Stufenbau der geistigen Organisation Schritt für Schritt verfolgt, ignoriert. Sofern Pl. im Geistesleben das zentrale Innenstreben der Natur, in der Außenwelt ihr peripherisches Auseinanderstreben verwirklicht sieht, dürfte er derjenige Monist sein, der den professionellen Dualisten die härtesten Nüsse zu knacken gibt*). Die Berücksichtigung von Pl's. Testament, dessen Augpunkt eben das Verhältnis von naturalistischer und religiöser Weltansicht bildet, hätte dem vorliegenden Buch noch mehr Tiefe verliehen. Doch soll das unsern Dank nicht schmälern.

Christaller Helene, Meine Waldhäuser. Bilder aus einem Dorfe. Eugen Salzer, Heilbronn 1906. 147 S. 2 *M.*, geb. 3 *M.*

Den Lesern der „Hilfe" und „Christlichen Welt" ist die Verfasserin schon wohl bekannt. Auch diese neue Gabe offenbart ihre hohe schriftstellerische Kunst. Sie hat dem Leben tief ins Auge geschaut und ist innig vertraut geworden mit der sie umgebenden Welt. Sie weiß im Pfarrhaus so gut bescheid wie in der Hütte des Tagelöhners. Alles ist naturgetreu geschildert und dem wirklichen Leben abgelauscht. Aber nicht nur das äußere Leben, das Milieu ihrer Gestalten lebt vor uns auf in frischen Farben, auch in das Innerste der Seelen ist sie eingedrungen, und jede ihrer Skizzen ist ein Stück echter Volkskunde. Und gerade uns Theologen und Pfarrern, denen die Beschäftigung mit religiöser Volkskunde sehr am Herzen liegen soll, hat die Verfasserin gar manches zu sagen. Ein innerlich gehaltvolles, aber auch äußerlich schön ausgestattetes Buch für den Weihnachtstisch. A. König.

Meta Bergen. Jung Wanda als Dorfschulmeisterin. Eine einfache Erzählung. Dresden, Pierson, 1905.

Wirklich eine einfache Erzählung, die aber in ihrer Kunstlosigkeit angenehm warm berührt. Sie berichtet von zwei jungen Mädchen aus guten Häusern, die infolge herabgekommener Familienverhältnisse genötigt sind, sich ihr Brod selbst zu verdienen und so als Lehrerinnen in einer Landschule wirken. Diese ihre Lehrjahre durchkämpfen sie mit dem Idealismus und der Fröhlichkeit der Jugend. Die Eine erliegt den Anstrengungen ihres Berufs, indem sie an Tuberkulose stirbt.

Das Ganze ist nicht ohne gesunden Humor, entbehrt aber des eigentlichen Ziel- und Angelpunktes. Das kleine Buch ist für Volks- und Lehrerbibliotheken geeignet, und wäre etwa auch für den Weihnachtstisch heranwachsender junger Mädchen zu empfehlen.

Theodor Krausbauer (Odo Twiehausen). Durch Flur und Hain. Erzählungen, Sagen, Märchen und Naturbilder aus der Pflanzenwelt. 2. Auflage.

Derselbe. Im Reiche der Tiere. Erzählungen, Sagen und Märchen aus der Tierwelt.

Derselbe.**) Aus meiner Mutter Märchenschatz. Neue Volksmärchen. Verlegt bei Th. Benzinger, Stuttgart 1905.

Wer seinen Kindern vom 8. Lebensjahr an eine Freude machen will, der greife zu diesen Büchern. Was dem Kinde lieb ist, weil es mit ihm in Beziehungen trat, Pflanze und Tier und was da fleucht und kreucht in Flur und Hain und auf der Wiese, das begegnet ihm hier in formschönen und lieblichen Märchen und Bildern und im Rahmen von seinem Vorstellungskreise angepaßten Erzählungen. Da ist nichts gespreizt und hochgeschraubt, es ist alles für Kindersinn und Kinderherz. Da ist gutes Altes verwertet und hübsch und frisch erzählt. Und auch sinnige Eltern werden ihre Freude an den Büchlein haben, an ihrer zarten Poesie, ihrer nicht aufdringlichen Frömmigkeit und ihrem natürlichen Patriotismus.

Wir wünschten diese Bücher unter viele deutsche Tannenbäume, auf daß sie siegreich viel Geschraubtes und Geziertes auf diesem Gebiete verdrängten. Schönwald.

Heinrich Terbrüggen, Ein junges Kleeblatt. Drei Erzählungen. Dresden, Pierson 1905. 1,50 *M.* 107 Seiten.

Diese drei hübschen Märchen mit ihren fein poesiedurchhauchten Situationen und guten moralistischen Ausklängen sind für 8—10jährige Knaben und Mädchen angelegentlichst zu empfehlen.

Ludwig Ernneft. Fritz — arm und reich. Ein neues Märchen für Jung und Alt. Dresden, Pierson 1905. 1.50 *M.*

Ein sinnig Märlein, hübsch illustriert, ein wenig toll in der Erfindung, aber gut zu brauchen für Leichtsinnige und Unentschlossene, weil es zielbewußt das Sprüchlein variiert:

„Nimmer verzagen
Nur kühn alles wagen!
Durch Wille und Kraft
Sein Glück der Mensch sich schafft."

Schönwald.

Die Kinderschule. Roman von Leon Frapié. Deutsche Übersetzung, erschienen bei Egon Fleischel & Co., Berlin 1905. 3.50 *M.*

Natürlich ist's eine französische Kinderschule und sind es französische

---

*) Man vergleiche meinen Artikel in Heft 6 und 7 der „Protestantischen Monatshefte" des laufenden Jahrganges.

**) Ist auch in schöner Ausgabe mit Bildern von Franz Hein in 4° erschienen.

Verhältnisse, in die uns der Verfasser führt. Wir Deutsche haben Gott sei Dank noch keine Kinderschulen von 200 Kindern. Die Trägerin und Heldin des Buches ist ein verarmtes junges Mädchen aus guter Familie. Trotz ihres Abituriendiploms und anderer Diplome findet sie keine Stellung, und wird darum Aufwartefrau in einer Kinderbewahranstalt. Das ist bei uns wiederum nicht gut möglich, und ich glaube in Frankreich auch nicht gerade nötig. Ein kluges, feingebildetes Mädchen hat in heutiger Zeit nicht nötig, um sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen, zu den niedrigsten Arbeiten zu greifen. Das erscheint mir zu gesucht.

Die Erlebnisse unter den Ärmsten der Armen in der Kinderschule sind vorzüglich geschildert. Zolasche, wahrhaft künstlerische Kleinmalerei, die an Klarheit und Farbenpracht nichts zu wünschen übrig läßt. Prickelnder französischer Esprit. Der gut illustrierte Einbanddeckel kritisiert am besten den Inhalt des Buches.

Trotz des verlockenden Titels, würde ich mich bedenken, das Buch unter einen deutschen Christbaum legen. Else Bittlinger.

Angelika und Malwine. Erzählung von Otto Hauser. 3,20 ℳ. Verlag von Adolf Bonz & Comp., Stuttgart.

Unerquicklich durchweg und in sehr vielen Partien geradezu widerlich, also kein Werk der Kunst, denn diese soll doch erfreuen oder erheben und so den Geist seiner Freiheit gewiß machen. Aber die Tüchtigkeit und der lehrhafte Wert des Werkes soll nicht bestritten werden. Die Psychologie der Sinnlichkeit und der Leidenschaft, zumal der niederen, ist packend und erschreckend; die höher gelegenen Phänomene dieser Art sollen durch ästhetische Motive eine gewisse Verklärung erhalten, aber alles sinkt nach unten und die einzige Gestalt, die wohl sittlich gedacht sein soll, bleibt in betreff ihres Innenlebens verhüllt. Das versöhnende Moment der Mutterliebe bei der anderen am Schluß ist doch aus dem Naturhaften nicht klar herausgearbeitet. Daß diese so bewußt und selbstverständlich in einem Naturzwange der Sinnlichkeit lebenden Leute manchmal auch sittliche Instinkte haben und sich als sündig beurteilen, ist gar nicht motiviert, und es ist selbstverständlich, daß von diesem Gesichtspunkte aus die Auffassung pessimistisch ist. Übrigens vortrefflich geschrieben und derb wohl, aber nicht indezent, gleichwohl kein Buch für den Familienkreis. M. F.

Der Löwe von Vlaandern. Von Hendrik Conscience. Aus dem Niederdeutschen in das Hochdeutsche übertragen und bearbeitet von A. Schowalter. Mit 12 Abbildungen von Maler A. Hoffmann und O. Porsche. Zweite Auflage, Preis geb. mit vielfarb. Deckelbild 4 ℳ. (Lohmeyers Jugendbücherei Bd. 4.) München, J. F. Lehmanns Verlag.

Der Leutfresser und sein Bub. Eine Landsknechtsgeschichte aus der Zeit Georgs von Frundsberg. Von Richard Weitbrecht. Mit acht Abbildungen nach Originalen von Maler Anton Hoffmann, München. (Lohmeyers vaterländische Jugendbücherei, Band 17.) München J. F. Lehmanns Verlag. Preis in prächtigem Geschenkband 4 ℳ.

Zwei Bände aus Lohmeyers ideal gerichteter Jugendbücherei, die für den Weihnachtstisch unserer Jugend herzlich empfohlen sein sollen. Sie entsprechen einander inhaltlich als Pendants. Handelt es sich bei dem Löwen von Vlaandern um den Kampf um bürgerlich-vaterländische Freiheit gegen fremdländisch-despotische Unterdrückung, so schildert die Landsknechtsgeschichte aus der Zeit Georgs von Frundsberg den Streit gegen die schrankenlose Willkür des Raubritterwesens für die heilige, segensreiche Ordnung des Landfriedens. Die Vaterlandsliebe, die für die äußere und innere Selbständigkeit des Volkstums um äußerer Wohlfahrt und inneren Gedeihens willen begeistert ist, die Volk und Land im eigenen Besitz der religiösen und sittlichen, der geistigen und materiellen Lebensgüter gesegnet und vorwärtsstrebend sehen will, findet hier ihren schönen Ausdruck.

Dr. Biedermann und sein Zögling. Roman von Gustav Schalk. 3. Aufl. A. Graff-Braunschweig. 2.50 ℳ, gb. 3.50 ℳ.

Gut gedacht und schön geschrieben, aber doch zu idealistisch-glatt durchgeführt, sowohl in den Persönlichkeiten, als in der Entwicklung. Die einen sind gar zu übermenschlich gut, die andern gar zu untermenschlich schlecht oder lächerlich, und es geht gar zu leicht durch die Konflikte hindurch, auch muß ein fast unbeschränkter Reichtum in der einen Hand etwas sehr mitwirken zum Guten. Der wesentliche Inhalt ist der zeitgemäße Konflikt eines wissenschaftlich-humanistisch gerichteten Geistlichen mit den angeblich nur orthodox zu beurteilenden Anforderungen des geistlichen Amtes. Wenn sich die Erzählung nicht an einen bekannten „Fall" dieses Jahres anlehnen sollte, so trifft sie in sehr interessanter Weise doch mit ihm zusammen. Daß die Lösung nicht darin gefunden wird, daß der Betroffene sagt: Die Sache ist schwierig, ich mag oder kann nicht weiter mitmachen, sondern in dem Entschlusse, kraft guten Rechtes und freien Gewissens seine Stellung zu behaupten, ist sehr richtig gedacht, nur hätte es mögen nach der Seite der religiösen Erkenntnis genauer dargestellt und nicht fast ganz auf die Seite der seelsorgerlichen Praxis verlegt werden. Daß übrigens das Konsistorium bei den Verhandlungen mit seinem Zögling dem Dr. Biedermann, einem Landgeistlichen, auf dessen Wunsch den Zutritt gestattet und sich dann von ihm furchtbar die Wahrheit sagen läßt, ist die unmöglichste von den mancherlei Unmöglichkeiten, die uns in der Erzählung begegnen.

Johannes Pranka. Eine Geschichte aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts von Joh. A. Freiherr von Wagner (Johannes Renatus). Zweite revidierte Auflage mit Illustrationen von W. Weingärtner. Max Spendig in Leipzig.

Das Buch ist gleichsam eine Jubiläumsschrift. Es handelt — nach einer Vorbemerkung des Verfassers quellenmäßig — von der tiefgehenden evangelischen Bewegung in Böhmen in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, die dann durch das österreichische Konkordat mit Rom — gegen die freilassende Verfassung — unterdrückt wurde, von Kämpfen, Gewaltmaßregeln und Leiden, bei deren Schilderung man sich nicht ein halbes, sondern etliche ganze Jahrhunderte zurückversetzt glauben möchte. Und es läßt uns in wahrhafte Tiefe religiösen Lebens schlichtester Art blicken und erhebt uns in der Darstellung nicht wankender Treue, hohen Glaubensmutes und reinster Liebe in stiller, heiliger Begeisterung. Mit Recht ist es den Freunden des Gustav-Adolf-Vereins gewidmet, und den evangelischen Christen der gegenwärtigen böhmischen Los von Rom-Bewegung muß es ein rechtes Trost- und Mahnbuch sein, um so mehr, als sie — im Unterschied von den Vätern — nicht in so inniger Verbindung mit den tschechischen Landesgenossen kämpfen können, wie jene. Es ist ein höchst interessantes Gegenstück zu dem vorigen, viel schlichter gehalten, aber auch ein gut Teil realistisch wahrer. Bemerkenswert ist der Unterschied der Zeiten im Inhalt der Konflikte. Hier handelt es sich um den paulinisch-lutherischen Kampf gegen das religiöse Verderben der Werkgerechtigkeit im alt-dogmatischen Ergreifen der auf den Versöhnungstod gegründeten Glaubensgerechtigkeit, der vom Verfasser eine verständnisvolle Darstellung erhält, dort, nach der gegenwärtige Lage, um den Kampf gegen die alte Weltanschauung und ihre Identifizierung mit religiösem Glauben für neue Gestaltung der Religion selbst.

Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem. Die blonden Frauen von Ulmenried, eine Familiengeschichte aus vier Jahrhunderten. Fünfte Auflage. Dresden, Pierson, 1906. 3 ℳ.

Die Zahl der Auflagen beweist einigermaßen die bereits erfolgte freundliche Aufnahme des außerordentlich gewandt und spannend geschriebenen Buches beim Publikum.

Vier Jahrhunderte hindurch — die Verfasserin hat wohl alte Familienchroniken zu grunde gelegt und mit den Blüten ihrer Phantasie umrankt — spielen die Frauen der Ulmenrieds, sofern sie blond sind, in dem Leben dieses alten sächsischen Adelsgeschlechts eine verhängnisvolle Rolle. Eine brünette Ulmenried, eine Spanierin, hat gegen ihre blonde Nebenbuhlerin einen Fluch ausgesprochen, der sich im Lauf der Zeit immer wieder schrecklich erfüllt. Die eine jener Verwünschten bringt ihren Mann durch ihren eigenen Hochverrat aufs Schafott, die andere stößt den Gatten durch Untreue in Schande, eine dritte treibt als moderne Hochstaplerin den letzten der Ulmenrieds zum Selbstmord.

Das Üble an dem Buche ist, daß es sich als überzeugten Anwalt eines ausschweifenden Aberglaubens gibt, der das menschliche Schicksal bedingungslos an Zufälle, Verfluchungen und Träume knüpft. Liebhaber solch romantischer Lektüre können immerhin bei dem Buch auf ihre Rechnung kommen, zumal vom künstlerischen Standpunkt aus wenig einzuwenden ist.

Künstlernovellen III. Alfred Riedermann. Um den Druidenbrunn, Novelle. Verlag Haessel. Leipzig 1905.

Die Novelle schildert im ganzen glücklich das Leben an einem fürstbischöflichen Hofe im Kanton Bern gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Um den Helden, einen italienischen Baumeister, der an diesem Hofe lebt und wirkt, sich als der Sohn eines hohen geistlichen Würdenträgers entpuppt und schließlich durch Mörderhand endet, gruppieren sich die Gestalten: ein sinnlich Weib, die ihm nachstellt, eine edle Jungfrau, die er liebt, bis er zur Erkenntnis kommt, daß sie seine Schwester ist, und ein echter und rechter Jesuitenpater, der alle Fäden der Intrigue in seiner Hand hält, die Guten, darunter den Helden selbst, zum gewaltsamen Tode bringt und den Schlechten zum Siege verhilft.

Der Aufbau der Handlung ist nicht immer klar und von mäßiger Spannung, die Charakterzeichnung aber gut. Liebhabern solcher Stoffe ist die Novelle immerhin für den Weihnachtsbüchertisch zu empfehlen. Schönwald.

„An der Saale hellem Strande", fünf Blätter aus der Geschichte von Alt-Halle, von Armin Stein. Verlag Stephan Geibel, Altenburg 1905.

Dies neueste Buch des unermüdlichen Volksschriftstellers reiht sich ebenbürtig in Form und Inhalt den zahlreichen früheren Gaben desselben Verfassers an die Seite. Es sind immer geschichtliche Stoffe aus deutscher Vergangenheit, die er in freier, lebendiger Gestaltung zur Unterhaltung und Belehrung für junge und alte Leser darbietet. Das anmutig und frisch geschriebene Buch gibt unter anderem auch ein Bild von den Anfängen der Reformation in Halle und von der Bedeutung der Hohenzollern für die alte Saalestadt Es gebührt ihm vor allem ein Platz in Volks- und Schülerbibliotheken.

Aus der zweiten Heimat, Reisen und Eindrücke eines Buren in Deutschland, von J. P. Jooste, ehemaliger Buren-Kommandant. Berlin, Verlag der vaterländischen Verlags- und Kunstanstalt. 1905. Gebd. 2 Mk.

Jooste ist mehrere Jahre in deutschen Landen gereist, um Interesse zu wecken und Gaben zu sammeln für die Nöte seines Volkes. Nun sagt er zum Abschied mit dem vorliegenden Buch dem deutschen Volk seinen Dank, dem Burenvolk aber, wie Deutsche und Buren für einander passen und zusammengehören zu gemeinsamer Arbeit in Südafrika. Er will eine Brücke bauen zwischen beiden im Interesse eines gegenseitigen wirtschaftlichen Verkehrs. Mit warmem Herzen, feiner Beobachtungsgabe, sittlichem Ernst und erquickendem Humor wird Erlebtes geschildert, Licht und Schatten an den Verhältnissen, Sitten und Anschauungen beider Völker in Parallele gestellt und auch manches ehrliche, treuherzige

Wort über deutsche Unsitten gesagt. Jooste wünscht seinem Buch einen Platz in jedem Afrikanderhause, damit sie Deutschland besser kennen und lieben lernen. Nicht minder wertvoll aber sind für uns Deutsche die Urteile über afrikanische Verhältnisse aus dem Munde des Kenners im Interesse unserer Kolonisationsarbeit im schwarzen Erdteil.

M. Petran.

Mein Jesus und mein Mütterlein. Ein drittes Buch für junge Mädchen und alle anderen noch jung fühlenden Herzen, enthaltend Erzählungen und Gedichte von Hulda Gesch. Zweite Auflage. Verlag E. Pierson, Dresden. 1905. 3 *M*.

Ich zitiere einige Stellen aus dem Buche selbst. Das ist Kritik genug. Seite 5: Der Prinz Alfons hatte Trudel schon als Kind wegen ihrer ausgeprägten Anmut geliebt, alle Prüfungen seines Vaters hatte er tapfer bestanden, jahrelang war er zum Beispiel auf Befehl desselben ohne jeden brieflichen Verkehr mit Trudel im Süden gewesen.

Seite 4: Konnte man es dem Publikum verdenken, wenn es kein Auge von der gefeierten Schönheit des Hofes ab- und der dürftigen Erscheinung des buckligen Liederbegleiters zuwandte?

Seite 40:

Es stieß sich aus dem Paradiese
Der Mensch in seiner eig'nen Schuld,
Er selber stieß von sich die Wonne
Und seines Vaters Gnad und Huld,
Und preisgegeben finstern Mächten,
Der tausendfält'gen Sündennot,
Verbracht' voll Müh er seine Tage,
Umstrickt vom Teufel und vom Tod,
Und rechts und links der beiden Spuren
Von Leid erfüllt der Sinn,
So wankte er dahin,
Mit ihm die andern Kreaturen.

Seite 11: Arme Feder, wie vermagst du wohl das wundervolle Glück an der treuen Mutterbrust, an des Heilands Herzen, wie vermagst du wohl die Qualen, welche Falschheit und Hinterlist, Lug und Trug oder auch Verständnislosigkeit und Grausamkeit sogenannter Freunde bereiten, nur annähernd ähnlich den Empfindungen der zur höchsten Erdenwonne erhobenen oder zur entsetzlichen Höllenpein hinabgestoßenen Seele zu schildern? —

Ja, arme Feder! Erbauung werden unsere Leser in dem Buche nicht finden, eher kann ich jedem denkenden Leser ungeheure Heiterkeit versprechen. Daß solche Bücher geschrieben werden, muß ja wohl sein, aber daß sie einen so guten Verlag finden und eine zweite Auflage erleben, ist verwunderlich. Es werden so oft für junge Leute, zur Einsegnung ganz besonders, in oberflächlichster Weise Bücher gekauft. Ist das Buch unverfänglich und hat noch dazu einen erbaulichen Anstrich, so ist es den Meisten gut genug. Für unsere Jugend aber ist doch nur das Beste gut. Es ist wirklich die ernste Mahnung immer wieder am Platze, daß wir erst selbst die Bücher, die wir verschenken, lesen, oder uns genau über deren Stil und Inhalt unterrichten. Tun wir das, so wird ein Buch wie das obige keine zweite Auflage erleben.

Unser Büchertisch ist wahrhaftig auch für die Jugend reich gedeckt. Ich möchte bei dieser Gelegenheit nur an die echte Poesie von Frau Frieda Schanz erinnern.

Else Bittlinger.

Türmer-Jahrbuch. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr v. Grotthus. Greiner und Pfeiffer, Stuttgart. Geb. 6 *M*.

Wir begrüßen auch dieses Türmer-Jahrbuch mit herzlicher Freude als schöne Weihnachtsgabe. Wertvoll sind die selbständigen Abhandlungen und Stücke der ersten Hälfte — S. 1—136 — und die Auswahl der Lyrik S. 163—181. Besonders sei hingewiesen auf „Zwischen Glauben und Wissen" von Dr. Paul Harms, „Gibt es eine Frauenfrage?" von Auguste Bender, „Selbstherrschaft und Verfassung in Fabrik und Werkstatt" von Richard Bahr, „Schiller und das deutsche Volk" von Professor Dr. Rudolf Eucken. Es braucht nicht hervorgehoben zu werden, daß alles im Dienste des Idealismus steht. Und erfreuend ist, wie in der zweiten Hälfte der Jahresumschau unter dem Titel „Am Webstuhl der Zeit" in klaren Schilderungen aus allen Gebieten des Volkslebens (Die große Welt, Evangelische Kirche, Katholische Kirche, Philosophie, Pädagogik, Naturwissenschaft, Technik, Medizin und Hygiene . . . Frauenfrage, Literaturgeschichte, Theater 2c.) ein weiteres Aufstreben im Idealismus aufweist. Daß in den ernsten Bewegungen innerhalb der evangelischen Kirche der Deutsche Protestantenverein eine Rolle spielt, hat der sonst so scharfsichtige Türmer übersehen, sein Blick reicht nicht über die Freunde der christlichen Welt hinaus oder vermag nach links hin neben ihnen oder jenseits ihrer nichts zu erkennen, was zur kirchlichen Bewegung gehörte. Schade, das Bild wird dadurch unvollständig im einzelnen und nicht klar im ganzen. Doch wir wollen in der Weihnachtsstimmung nicht rechten.

Die Kunstbeilagen und die ganze Ausstattung sind von bekannter Güte. Vom neuen Jahrgang „Der Türmer" (vierteljährlich 4 *M*, einzelne Hefte 1,50 *M*) liegt uns das erste (Oktober) Heft vor. M. F.

Zeitschriften.

Protestantische Monatshefte. Neue Folge der Protestantischen Kirchenzeitung. Herausgegeben von D. Julius Websky. 9. Jahrgang. Halbjährlich 6 Mark. Berlin 1905. C. A. Schwetschke u. Sohn.

Für ein Buch ist es ein rechtes Zeichen seines Wertes, wenn es zum wiederholten Gebrauch auffordert, von einer Zeitschrift gilt das erst recht. Nun, die Protestantischen Monatshefte wird man nicht nach flüchtig genommener Einsicht schließlich in einen Jahresband binden lassen, um sie „zu den übrigen" zu stellen, man wird sie wirklich gebrauchen. Der sich jetzt abschließende neunte Jahrgang bietet aus dem gesamten Gebiete der Theologie Arbeiten, deren Kenntnisnahme ein Studium fordert und die eben dadurch im Studium fördern und bleibenden Gewinn darstellen. Da haben wir Kirchengeschichtliches in Holtzmanns Abhandlung über den „Fall Loisy" und Köhlers Bullingerschriften, sowie in Theodor Woltersdorfs „Zur Geschichte der evangelisch-kirchlichen Selbständigkeits-Bewegung", drei Aufsätze (übrigens in demselben Verlage vom Herausgeber separat veröffentlicht). Da ist Sulzes „Luther und Kant" und Plancks „Zu Karl Christian Plancks Gedächtnis", Schmidts „Begriff der Offenbarung", D. Graues „Die Notwendigkeit des Strebens nach einheitlicher Weltanschauung, Lüdemanns Aufsätze „Vom Beweisen überhaupt und in der Theologie insbesondere" und „Die Gottesbeweise" aus dem Gebiete der Religionsphilosophie. — Die Dogmatik ist vertreten in Wendlands „Inwiefern gründet sich unser Glaube auf die Person Jesu" und Neumanns „Zum Kampfe um die theologische Erkenntnis". Zur Exegese gehören: Hertlein: „Die Ehescheidungsverbote Christi bei Paulus und den Synoptikern" und Lamb: „Die Verknüpfung der Begriffe Licht und Liebe, Finsternis und Haß" (Johanneisches) und Staerck: „Zur Methode der schriftlichen Auslegung". Und die Disziplin der praktischen Theologie von Scheller: „Zur Beeinflussung der Seele in Predigt und Unterricht", Bassermann: „Absolutes und Relatives im Religionsunterricht", Kirmß: „Konfirmandenunterricht für Konfirmierte", Sulze: „Ursache und Wirkungen unserer Rückkehr zum katholischen Kirchenbau."

Jedes Heft bringt gewählte Literaturbesprechungen, so das Novemberheft eine eingehende Anzeige Sulzes von Pfleiderers Buche über „Die Entstehung des Christentums". Mit dem 1. Januar beginnt das 1. Halbjahr 1906. Ein Abonnement sei als wertvolles Weihnachtsgeschenk namentlich den evangelischen Pfarrhäusern empfohlen.

Inhalt: Heft 11. Hermann Lüdemann, Die Gottesbeweise. Georg Graue, Die modernen Bemühungen, den naturalistischen Monismus mit einer religiös-sittlichen Weltanschauung zu vereinigen. Oskar Herrigel, Der Untergang des Reiches Israel. Gottwalt Karo, Falsche Bescheidenheit.

Literatur: Otto Pfleiderer, Die Entstehung des Christentums (E. Sulze). Eugen Hühn, Hülfsbuch zum Verständnis der Bibel (P. Mehlhorn). Alfred Altherr, Eine Amerikafahrt in zwanzig Briefen (J. Websky).

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft. 1905. Organ des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins. Herausgegeben von Prediger D. A. Kind in Berlin. Monatl. 1 Heft. Jahrespreis 5 *M*. Evangelischer Verlag in Heidelberg.

Aus dem Inhalt: Heft 1. Die Japanmission im Jahre 1903. Von Pfarrer Schiller in Kyoto.
Heft 2—6. Die chinesischen Klassiker. Von Pfarrer Wilhelm in Tsingtau.
Heft 3. Religiöses aus dem modernen Tokyo und Yokohama. Von Pfarrer D. Haas in Tokyo.
Heft 4. Kämpfe und Siege des Missionsschulwesens in Japan. Von Pfarrer Schiller in Kyoto.
Heft 4. Die Entwicklung des Kiautschougebiets. Nach der amtlichen Denkschrift. Von Prediger D. Aug. Kind.
Heft 7. China — der intoleranteste Staat der Welt? Von A. G. Fobbe.
Heft 7. Kurze Bemerkungen über Korea und koreanische Zustände. Von J. Bolljahn in Söul.
Heft 7. Einiges über das Missionswesen in Korea. Von J. Bolljahn in Söul.
Heft 8. Japanische Kadetten. Von Pfarrer Ostwald in Tokyo.
Heft 8 und 9. Die Sekten des japanischen Buddhismus. Von Pfarrer D. Haas in Tokyo.
Heft 8. Die elfte Kontinentale Missionskonferenz und ihre Erklärung gegen die moderne Theologie.
Heft 9. Die Masai und ihre religiöse Traditionen. Von Aug. Kind.
Heft 9. Unsere japanischen Christen in der Chibagemeinde. Von Pfarrer Aoki in Chiba.
Heft 10. Religiöser Chauvinismus in Japan. Von Pfarrer Schiller in Kyoto.
Heft 10—12. Die Religion der alten Ägypter. Aus Allan Menzies: History of Religion. Von Prediger H. Lehmpfuhl.
Heft 11. Das Christentum die einzige Weltreligion. Von Prof. D. Furrer-Zürich.

Außerdem natürlich Berichte vom Arbeitsfelde.

Es charakterisiert treffend den Verein in seiner Auffassung von der Mission überhaupt und in seiner Missionsarbeit, daß er in seinem wissenschaftlichen Organe die Missionskunde mit der Religionswissenschaft verbindet. Andererseits kann es der Religionswissenschaft natürlich nur dienlich sein, wenn sie in so enger Fühlung mit der Missionskunde und -arbeit gehalten wird. Wir brauchen weitere Empfehlung nicht beizufügen, wollen aber bemerken, daß mit dem Abonnement auf die Zeitschrift auch das Missionswerk selbst mit unterstützt wird, was dringend zu wünschen ist.

Herausgeber: Pastor R. Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.